

Uwe Hinrichs

DIE ERZEUGUNG DER WELT

Manifest der Performativen Philosophie

***Die Philosophen haben die Welt bis jetzt nur verschieden beschrieben und interpretiert.
Es kommt aber darauf an, sie zu erzeugen.***

Fokus: Begründet wird das Projekt einer Performativen Philosophie. Sie beschreibt und deutet die Welt nicht, sondern zeigt, wie sie erzeugt wird. Performative Philosophie wird hergeleitet aus dem Erbe der europäischen Philosophie, aus ihrer aktuellen Situation und aus der Perspektive auf das 21. Jahrhundert (I.). Zentral ist der Vollzugssinn von Philosophie und nicht das statische Denkgebäude. Theoretisch-ontologisches Fundament ist ‚Singularität‘ – eine letzte, nichtreduzierbare Differenz, die reine Performativität erzeugt (II.). Exemplarisch wird die phänomenologische Universalität des Performativen in der Lebenswelt umrissen (III.). Es werden die Grundpositionen Performativer Philosophie zusammengestellt (IV.). Performative Philosophie stützt sich auf Vorgänger wie Heraklit, Sokrates, Bacon, Nietzsche, Heidegger, Bloch, Derrida, Gadamer und andere sowie auf eine Kritik der herrschenden konstativen Vernunft (V.). Sie ist globale und interkulturelle Philosophie (VI.). Ihre Ausarbeitung ist ein Zukunftsprojekt.

I. Die aktuelle Situation der Philosophie

1. Vision. Am Beginn einer Performativen Philosophie steht eine Vision: sie besagt, dass die Philosophie im 21. Jahrhundert den Übergang von einer konstativen Behauptungskultur hin zu einer performativen Vollzugskultur zu beschreiben und auch *selbst zu vollziehen* hat, wenn sie sich erneuern will. Dies ist ihr hermeneutisches, ihr praktisches und ihr theoretisches *Apriori* – in dieser Reihenfolge. Dieses Apriori wirkt sich aus auf die Begründung einer Performativen Philosophie, ihren systematischen Aufbau, ihre Begrifflichkeit, auf ihre neue Extension in andere Wissenschaften hinein, ihre Rezeption,

letztlich auf ihren sprachlichen Stil. In letzter Konsequenz mündet dies in die Revision der europäischen Philosophiegeschichte: geschrieben werden wird irgendwann eine *Performative Geschichte der Philosophie*, die die europäische Philosophie von den Vorsokratikern bis zum Ende des 20. Jahrhunderts in der performativen Perspektive neu erzählt und sie mit Philosophien außerhalb Europas verbindet. (Das Merkmal ‚performativ‘ bezeichnet vorerst noch ganz allgemein den Vorrang von Inszenierung, Vollzugssinn und Textillokutionen vor Sachdarstellung, Bericht und Proposition.)

2. Revision. Diese Vision wird begleitet von dem überfälligen Projekt einer *Kritik der konstativen Vernunft*: dies ist die radikale Kritik einer Ratio, die die europäische Philosophie über zweieinhalb Jahrtausende dominiert hat. Sie beschreibt die Verwerfungen, die Irrwege und die inneren Aporien, die die Behauptungskultur mit ihrem kausallogischen Weltbild im Laufe der Jahrhunderte überall in der Geschichte der Philosophie ausgelöst hat. Sie zeigt, wie Konstativität als das Super-Paradigma aller Wissenschaften das latente performative Potenzial der Philosophie über Jahrhunderte behindert und blockiert hat. Dabei kann sie auf eine antikonstative Tradition in ihrer Geschichte zurückgreifen: deren Spuren finden sich überall, in der Neuzeit z.B. bei Nietzsche, Wittgenstein, Bloch, Derrida, Lacan, Heidegger, Gadamer und anderen. Überwölbt wird diese europäische Tradition von östlichen Philosophien, die von vornherein nichtkonstativ sind und hier wertvolle Wege weisen.

3. Situation. Die Philosophie befindet sich am Beginn des 21. Jahrhunderts in einer prekären Lage, die zu einer großen paradigmatischen Wende einlädt, ja zu einer Revision geradezu auffordert. „Die alteuropäische Denk- und Lebensform Philosophie ist unlegbar erschöpft.“ (Peter Sloterdijk). Diese Erschöpfung zeigt sich in diesen Symptomen und Tendenzen:

- Der latente Zustand eines uneinholbaren Nichtwissens, der in den Natur- und Geisteswissenschaften mehr und mehr zutage tritt, prägt auch die Philosophie am Beginn des 21. Jahrhunderts. Leibniz' Frage ‚*Warum ist überhaupt etwas und nicht nichts?*‘ ist heute aktueller, brennender denn je und erscheint in verwandten Formeln wie (Buchtitel): ‚*Warum es die Welt nicht gibt*‘ (Markus Gabriel); ‚*Warum gibt es die Welt?*‘ (Lee Smolin); ‚*Gibt es alles oder nichts?*‘ (Jim Holt). Gängige Metaphern wie ‚*das Ende der Philosophie*‘, Titel wie ‚*Wozu noch Philosophie?*‘, Bilder von der ‚*Aufhebung der Philosophie*‘ strahlen Desorientierung und Resignation aus. Und in Zeiten der Globalisierung aller Wertsysteme weiß man ohnehin immer weniger, was Philosophie eigentlich genau ist, was sie sein oder bewirken soll.

- Das Große Staunen, das aus dem Nichtwissen heraus erfolgen müsste und am Anfang aller Philosophie steht, ereignet sich heute weder außerhalb noch innerhalb der Philosophie: es erscheint eher in weltweiten Symptomen der vitalen, politischen, wirtschaftlichen und existenziellen Unsicherheit, ja der Desorientierung;
- Die Philosophie kämpft angesichts neuer Entwicklungen in Konkurrenz-Wissenschaften wie Kognitionspsychologie oder Neurobiologie um ihre Daseinsberechtigung (v. Ackeren et al. 2011). Sie befindet sich nicht nur irgendwo zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften, sondern auch noch zwischen der „Skylla neurophilosophischer Vereinfachungen“ und der „Charybdis mentalistischer Dogmatik“ (Sturma 2006, 11);
- Sie leidet an Konfusion und Obsession ihrer Sprache, die das, was Philosophie sagen will, nicht (mehr) ausdrücken kann;
- Sie sieht sich einer aggressiven neuen Vermarktung gegenüber, die unter dem Baldachin der Popularisierung eine Art *Philosophie light* und eine laue Trivialisierung erzeugt;
- Sie wird sich immer deutlicher bewusst, dass akademische Philosophie und praktisches Leben nicht nur nicht zur Deckung kommen, sondern immer weiter auseinanderdriften;
- Sie verzweigt sich in einen Korb von Alternativ- und Anti-Philosophien, die zentrifugale Fliehkräfte erzeugen, eine ganzheitliche Disziplin ‚Philosophie‘ von Innen aushöhlen und nach Außen auseinanderreißen;
- Die „Philosophie im Zeitalter der Extreme“ (Gamm 2009, 7-20) ist geprägt von einer typisch postmodernen diffusen Diversifizierung. Sie kämpft damit, große auseinander strebende Tendenzen unter Kontrolle zu halten, z.B. Akademisierung, Psychologisierung, Popularisierung, Pragmatisierung, Relativierung und Marginalisierung.
- Europäisch-abendländische Philosophie steht Philosophien in anderen Kulturkreisen noch nicht wirklich offen gegenüber.

Diese Symptome und Tendenzen sind der Output eines Erbes, das sich aus der Geschichte der europäischen Philosophie und ihres *immanenten Logos* ergibt.

4. Das Erbe. Das kontroverse Erbe der europäischen Philosophie ist in seinem Grund unaufgelöst geblieben, und genau dadurch wird heute eine Renaissance der Philosophie blockiert:

- Mit dem Ende des 20. Jahrhunderts sind die beiden großen überwölbenden Bewegungen der europäischen Philosophie, die ältere Metaphysik und die neuzeitlichen Dekonstruktionen dieser Metaphysik, beide an ein vorläufiges Ende gekommen. Die Zeit der

großen Systementwürfe, der ausladenden Existenzphilosophien, ja auch der Antiphilosophie ist vorbei, denn es ist sehr fraglich, ob neue große Weltentwürfe heute noch jene Kraft und Leidenschaft auslösen können, die in ihnen gebunden sein muss. Metaphysik und Antimetaphysik bilden in der Retroperspektive ein Mega-System der Oppositionen, das als Ganzes verlassen werden muss: Niemand kann heute mehr wagen, ein statisches philosophisches System oder eine postmoderne Anti-Philosophie als Alternative neu zu entwerfen, ohne der Disziplin zu schaden oder aber der Aussicht, überhaupt noch gehört und rezipiert zu werden. Geniale Durchbrüche und neue Weltentwürfe, wie z.B. Peter Sloterdijks gewaltige ‚Sphären‘-Trilogie, haben darüber hinaus mit schwierigen außerphilosophischen Bedingungen der Vermarktung, der Rezeption und der Konkurrenz zu kämpfen.

- Die großen klassischen Fragen sind nicht nur nicht gelöst, sondern müssen anders gestellt werden. Hierfür ein Musterbeispiel: *‚Ist der Mensch ein Fremdling in der Welt und von objektiver Erkenntnis der Natur ausgeschlossen oder ist er ein Welt-Eingeborener mit der evolutiv entwickelten Fähigkeit, seine Welt zu erkennen, wie sie ist‘* (Welsch 2012)? Dahinter schwelt ein neuer, noch unabsehbarer Konflikt zwischen Neurowissenschaften und nachmetaphysischer Philosophie, zwischen Alt-Kantianern und Neuen Realisten (Sturma 2006).
- Unversöhnlich stehen sich die beiden Arten, Philosophie zu betreiben, in Konkurrenz gegenüber: ungelöst ist der seit 2500 Jahren anhaltende Konflikt zwischen einer konstativen (deklarativen, doktrinären, logisch-rationalen, argumentativen, pädagogischen etc.) Vernunft und einer anti-konstativen, (vollziehenden, expressiven, irrationalen, ironischen, sokratischen etc.), d.h. performativen Sicht auf die Welt – eine uralte europäische Spaltung, die mit den Griechen begann, in Neuzeit und Aufklärung zementiert wurde und in der Moderne in die Opposition von Metaphysik und Antimetaphysik mündet. Beide Modi überlappen und unterlaufen sich auch gegenseitig (Hampe 2014).
- Es scheint, als ob mit diesen allgemeinen Tendenzen auch die jahrtausendealte, typisch europäische Behauptungskultur mit ihren eingefahrenen Argumentationsfiguren an ein natürliches Ende gerät: jetzt jedoch nicht mehr unter dem Vorwurf bloßer Fiktionalität (so schon Hans Vaihinger im Jahre 1911), sondern weil immer deutlicher wird, dass Tatsachenbehauptung und sprachliche Konstativität der Welt nicht gerecht werden können – nicht ihrer Erkenntnis, nicht ihrer weiteren Kommunikation. *Konstative Vernunft* kann die

Welt niemals erfassen, weil sie monologisch daherkommt, lineare Ketten erzeugt, logisch-rational auftritt, *nolens-volens* pädagogisch wirkt, auf das Schriftliche fixiert ist und das performative Potenzial von Philosophie und Werkvermittlung nicht ausschöpfen kann.

- Hinter allen *philosophischen* Problemen lauert noch ein weiteres, das entscheidende Problem – nämlich das der Sprache: Philosophie und Leben sind seit Fichtes Diktum *„Philosophie ist nicht Leben“* dissoziiert, sie fallen seit jeher auseinander. Hat die Philosophie, um dies darzustellen und zu überwinden, die richtige *Sprache*? Verstärkt ihr formaler *Stil*, (ja vielleicht: ihr *Umfang*) womöglich jenes Dilemma, das sie *inhaltlich* lösen will? Ist sie in einem konstativen Sprachduktus befangen, löst die *Sprachform* vielleicht viele Probleme erst aus (bzw.: lässt Probleme ungelöst) – wie bereits Ludwig Wittgenstein hellsichtig festgestellt hat? Oft stellt sich gerade bei der Lektüre klassischer philosophischer Texte der Eindruck ein, dass sich Sprache, Intention und Effekt gegenseitig behindern. Große Philosophen wie Nietzsche, Heidegger, Bloch oder Sloterdijk haben immerhin den Versuch gemacht, diesem Dilemma durch eine neue Sprache zu entkommen (und sind hier immer einer speziellen Kritik ausgesetzt). Denn hier liegt die *Crux philosophiae*: In einer konstativen Behauptungssprache beißt sich oft der propositionale Gehalt der großen Sätze mit ihrem dunklen Subtext, mit ihren vielfachen X-lokutionen:¹ Dies ist ihr konstativ-performatives Paradoxon – eine schier unüberwindliche Hypothek aus der Philosophiegeschichte. Um dieses Dilemma wirklich aufzulösen, muss eine philosophische Aussage, die kognitiv sicher verstanden sein will, vor allem auch *über den Subtext* ausgedrückt werden. Ich nenne dies die *„absolute performative Sprachbedingung“*:

→ Philosophische Aussagen brauchen, um sicher verstanden zu werden, eine Sprache, die einen philosophischen Inhalt auch über ihren stummen Subtext ausdrückt, genauer: in einer besonderen Verkettung von Subtext und Text. Das größte Hindernis für jede philosophische Sprache ist das falsche Ideal der Exaktheit: der formalen, syntaktischen und semantischen Exaktheit. Diese ist unerreichbar und arbeitet implizit gegen das, was sie selbst ausdrücken will.

Eine neue Sprache für die Philosophie muss diese Bereiche revidieren, ja revolutionieren:

- ihre operationale Dimension, d.h. die Syntax der Verkettung von Satzteilen zu Sätzen, von Sätzen und Absätzen zu Texten. Denn diese Syntax vor allem markiert den stummen Subtext;

¹ ‚X-lokution‘ ist hier zu verstehen als ein generischer Sammelbegriff für Illokutionen, Perlokutionen sowie alles propositional Mitgemeinte oder Mitverstandene eines Satzes.

- ihre semantische und pragmatische Dimension, d.h. das Netz der gestreuten Bedeutungen und Wirkungen muss schon vorab immer rechnen mit der Verschiebung von Signifikanten und Signifikaten: zwischen den Sprachzeichen selbst und zwischen Autor und Leser. Performative Effizienz ergibt sich nur aus semantisch dunklen Stellen und der semiotischen Differenz;
- große Bedeutung hat auch der schiere Werkumfang, die formale Gliederung, das *Design* des philosophischen Werkes: es muss Harmonie herrschen zwischen äußerer Form, Inhalt und Intention.

Kann sich philosophische Sprache darauf nicht einrichten, bleibt sie in einem operationalen Korsett gefangen und riskiert, von einem konstativ-performativen Paradoxon erfasst zu werden, was statt Erkenntnis oft genug Verwirrung und Ambivalenz auslöst. (Dies kann an vielen klassischen Texten studiert werden). Große, neue Bedeutung bekommt hier der *Subtext im Text*: er ist jene Instanz, durch die das was man sagen will, *implizit* zum Ausdruck kommt: der Subtext vermittelt Erkenntnis dunkel, nichtdiskursiv, synthetisch und deshalb *eindeutig* – ganz im Gegensatz zum schriftlichen Oberflächentext, der immer diskursiv und analytisch und *eo ipso* mehrdeutig bleibt. Gerade performative Philosophie braucht eine Sprache, die das Performative auch über diesen Subtext zwanglos vermittelt. Eine Performative Philosophie begründet diesen Mechanismus kognitionspsychologisch und kommunikativ.

Keine Renaissance ohne eine Renaissance der Sprache. Neue philosophische Sprache wäre weder rein akademisch, noch gleich umgangssprachlich und wird immer vom individuellen Autor geprägt. Die Sprache einer *Performativen* Philosophie umgeht dabei das Problem stilistischer Oppositionen und Hierarchien: sie *drückt das Performative selbst wieder aus* und lebt aus der Intuition, dass die *Kommunikation* von Philosophie ein konstitutiver Teil ihrer selbst ist. Damit bleibt *jede* Philosophie zu einem unbestimmbaren Teil fluid und emergent und weist dadurch wieder auf sich selbst zurück: dies ist bereits reine performative Dialektik, und nur in einer Art *paradoxe Krümmung* zwischen dem *Performativen* und *Konstativen* des Textes wird eine Performative Philosophie ihr Anliegen erfolgreich vermitteln können.

Dies alles sind Probleme, deren Lösung nicht in Sicht ist. Aber keine weitere Windung der Metaphysik, keine postmoderne Ausbuchtung von Anti-Philosophie, keine noch so gut getarnte Populärphilosophie kann die Disziplin, so scheint es, in diesen Zeiten wirklich erneuern (oder: das Volk noch erreichen). Dies klingt nach einem Menetekel – weil sich

nämlich herausstellen könnte, dass gerade das 21. Jahrhundert Philosophie nötiger denn je brauchen wird. Deshalb fragen wir: Welche Anhaltspunkte gibt es für Bewegung?

5. *Neue Philosophien.* Immer deutlicher greift – innerhalb wie außerhalb der Philosophie – ein neues Denken um sich, dessen Spuren oft weiter zurückreichen. Für dieses Denken stehen vor allem Namen aus der modernen französischen Philosophie wie Derrida, Lacan, Lyotard, Bourdieu, Bataille. Dieses Denken entfernt sich von klassischen, typisch europäischen Leitlinien wie Identität, System, Ratio, Kategorie, Kausalität und Konstativität und eröffnet eine Sicht, die die Differenz würdigt, polyperspektivisch ist und strenge Axiome genauso wie letzte Begründungen vermeidet. Es steht dem Humanismus und der Aufklärung überhaupt skeptisch gegenüber, wofür z.B. musterhaft das Werk von John Gray steht. Es erkennt die lange Vorherrschaft einer doktrinär-pädagogischen Philosophie-Tradition und folgt, abseits von ihr, den oft dunklen Spuren einer nichtdoktrinären, d.h. ironischen oder ekstatischen Linie.

„Neue Philosophien“, die alle um die letzte Jahrhundertwende angesiedelt sind, nehmen vereinzelt bereits Positionen einer Performativen Philosophie vorweg bzw. weisen deutlich auf sie voraus. Neue Philosophie

- zweifelt – radikal wie einst Martin Heidegger („Seinsvergessenheit“) – die impliziten Voraussetzungen allen abendländischen Philosophierens an, wie die sogenannte ‚*non-philosophie*‘ des französischen Philosophen François Laruelle. Zu diesen Voraussetzungen gehört z.B. das unhinterfragte Apriori einer dominanten Konstativität im Sprachduktus;
- will eben jene Seinsvergessenheit und die Beliebigkeiten der Postmoderne überwinden, in der die Lebenswirklichkeit im Strudel aus Medieninszenierung, Neurobiologie, Ökonomie und Gentechnik immer unkenntlicher und unerkennbarer wird. Maurizio Ferraris und Markus Gabriel kehren deshalb zu einer *neuen Objektivität* zurück, die in einer neuen Weise wieder darauf vertraut, was ist, was real ist und was man überhaupt darüber wissen kann („Neuer Realismus“; Gabriel 2012; Ferraris 2014);
- betreibt – um alle apriorischen Intuitionen der Klassischen Philosophie zu durchleuchten oder zu unterlaufen – Philosophie mit den Mitteln der experimentellen Psychologie, wie bei Joshua Knobe und Shaun Nichols („Experimentalphilosophie“);
- beschränkt sich auf radikale *Angewandtheit* und praktisches, solidarisches Handeln in einer philosophisch-pragmatischen Ethik, wie z.B. bei Richard Rorty. Diese Tendenz mündet

bei John Rawls in eine rigorose *politische* Philosophie um Recht und Gerechtigkeit in modernen Gesellschaften.

Aus der Vogelperspektive ergibt sich insgesamt eine zentrifugale Fluchtbewegung, die vor dem fiktiven Gebirge der klassischen Metaphysik genauso flieht wie vor dem Nihilismus der Existenzphilosophien und den relativistischen Zumutungen der Postmoderne. Performative Philosophie führt diese Tendenzen *nicht* weiter, aber sie *ergibt* sich aus ihnen mit einer gewissen Logik. Sie entwirft kein neues alternatives Denkgebäude, sondern vertraut zunächst darauf, dass performative Spuren überall auch in der Klassischen Philosophie verborgen liegen und nur ans Licht gehoben werden müssen, z.B. bei Heraklit, Bacon, Nietzsche, Bergson, Husserl, Heidegger, Bloch oder Gadamer. In diesem Sinne ist Performative Philosophie *konservativ*.

6. *Eine Philosophie der Zukunft* ist auf konstative Prinzipien der Welt-Darstellung, auf rationale Behauptungs-Logik, auf ein argumentativ-stimmiges Begründungsgebäude nicht mehr angewiesen: Performative Philosophie beschreibt die Welt nicht, errichtet kein statisches System und deutet nicht final, sondern zeigt, dass und wie sich die Welt *vollzieht*, d.h. ständig neu *erzeugt* wird – ohne dies zu werten oder in Kategorien einzuordnen. Ihre ‚Bedeutung‘, ihre Erkenntnisleistung ergibt sich dann zwanglos *post quem*, weil sie nicht-intentional, nicht-teleologisch, nicht-pädagogisch zustande kommt und flexibel ist. Die *Erzeugung der Welt* als ihr unhintergebar Vollzug geschieht ganz außerhalb von Argumentationslogik, Wahrheitssemantik und Theorieversessenheit, jenseits von Schulen und Strömungen, weitab von Hierarchien und Wertungen. In einem Satz:

→ ***Die Erzeugung der Welt geschieht ohne Reflexion.***

Dies ist so etwas wie das phänomenologische Credo der Performativen Philosophie. Sie vermeidet deshalb, Metaphysik wie Antimetaphysik, Konstruktion wie Dekonstruktion, Pragmatismus wie Pragmatismus-Kritik, *classical philosophy* wie *non-philosophy*. Sie umgeht absichtlich große argumentative Diskurse, weil Blöcke dieser Art – bewusst oder verdeckt – letztlich immer der Logik der konstativen Konkurrenz verpflichtet bleiben und mit der Zeit versteinern.

7. *Globale Sicht.* Die Kontakte der Kulturen untereinander nehmen weltweit zu und die Bedeutung Europas nimmt im Weltmaßstab ab. Der Einfluss Asiens, Südamerikas, Afrikas wird beständig weiter wachsen und die Zukunft wird die Signatur der Vermischung von Kulturen tragen. Unmöglich, hier noch ausschließlich mit europäischer Logik zu

argumentieren. Performative Philosophie ist global und universal angelegt, d.h. sie erstreckt sich auf alle Gebiete der unbelebten Natur wie des kulturellen Lebens und ist nicht an Kulturkreise gebunden (obschon die europäische Philosophie aus historischen Gründen vorerst immer noch eine Art Epizentrum ist). Performative Philosophie *muss* über kulturelle Grenzen geradezu hinausgehen, um ihr Potenzial zu entwickeln. Dieses Potenzial beschreibt sie über eine *performative Intelligenz*, die zugeschnitten ist auf weltweite Kulturen, und diese spezielle Intelligenz wird vor dem Hintergrund der aktuellen *Intelligenzforschung* begründet (Rost 2009; Zimmer 2012). In einer Weltlage, die im Zeichen dramatischer globaler Vorgänge steht und in der viele Kulturen, Sprachen und fremde Seinsweisen immer mehr direkt in Kontakt kommen, braucht es dringend so etwas wie eine *Performative Kompetenz*² als eine universale Eigenschaft, um sich in einer zusammenrückenden Welt zurecht zu finden. Dadurch überwindet Performative Philosophie allen Eurozentrismus und entdeckt Verwandtschaft zu anderen Kulturkreisen. Dabei erweist sich – kurios genug – dass asiatische, islamische oder afrikanische Philosophien oft ein größeres Potenzial *an natürlicher Performativität* aufweisen als europäische Philosophien. Die Zukunft gehört deshalb zweifellos einer Philosophie, die ein globales Potenzial hat, aber ihr europäisches Erbe nicht verleugnet.

8. *Quantensprung.* Performative Philosophie kann nicht einfach an andere Philosophien oder Denkgebäude der Traditionen anschließen, aus diesen Gründen:

- Performative Philosophie ist von dem Leitsatz geprägt, dass es im 21. Jahrhundert keinen ultimativen Zielpunkt, keine absolute Letzterkenntnis, keine Formel einer Welterklärung geben kann, weder in den Geisteswissenschaften (Gamm 2004), noch in den Naturwissenschaften (Unzicker 2010). Sie ist sich bewusst, dass es gerade der Hang zu Letztbegründungen und eine implizite finale Teleologie sind, die in den Wissenschaften des Abendlandes viel Verwirrung auslösen.
- Performative Philosophie befindet sich in einem anderen *Modus* als konstative Philosophien, auf einer anderen logischen Stufe, und kann hier nicht einfach irgendwo ansetzen oder irgendetwas weiter fortentwickeln. Es gibt keine direkten „Anschlüsse“ an Strömungen, Epochen oder einzelne Denkgebäude, weil die Implementierung eines radikal-performativen Elementes in *aller* Philosophie durchaus etwas Neues ist. Zwischen traditionellen Philosophien und Performativer Philosophie befindet sich ein *Quantensprung*,

² Die noch nichts mit Noam Chomsky's Begriffen ‚Performanz‘, ‚Kompetenz‘ etc. zu tun hat.

der keine Überbrückungslinien hat, sondern eine neue Ebene anzeigt. Deshalb ist es im Moment auch zu früh, schon Bezüge zu Philosophien, die ein performatives Potenzial haben, z.B. bei Jacques Derrida oder Hans-Georg Gadamer, im Detail zu diskutieren – solange jedenfalls, bis eine Performative Philosophie nicht systematisch sicher entworfen ist.

9. Die meisten der skizzierten Probleme verschwinden in einer Performativen Philosophie:

- Performative Philosophie verlässt die akademische Isolation, weil sie über das Kernmerkmal der Performativität mit einer Vielzahl von anderen Disziplinen und der Lebenspraxis direkt verbunden ist, ja auf diese angewiesen ist – oder andersherum: das Performative ist überall auf eine je eigene Weise verankert: in Sprache und Wirtschaft, im Schulalltag und auf der Theaterbühne, in der religiösen Praxis und der populären Kultur. Die Philosophie kommt in der Welt, die sie so aufwendig analysiert und interpretiert, selbst an.
- Sie verlässt den Elfenbeinturm der Theorien, die Esoterik der metaphysischen Spekulation, die negative Spirale der Existenzphilosophien und die Gegenwelt der Antiphilosophien: Grundsatzfragen wie die, ob es die Welt gibt und ob sie überhaupt (und auf welche Art!) vom Menschen erkannt werden kann, fallen dann fort: Eine Welt, die ad-hoc *vollzogen* wird, entzieht sich der Frage nach ihrer Erkennbarkeit. Die Welt beweist sich unhintergebar selbst, *indem sie vollzogen wird: ‚Mundus performatur – ergo est.‘*
- Philosophie muss nicht mehr auf experimentelle, nihilistische oder pragmatistische Nebenschauplätze ausweichen und auf immer neue philosophische (oder antiphilosophische) Spielarten aus sein, weil eine *performative* Philosophie mit diesen Spielfeldern ohnehin zu tun hat und sie einbezieht.
- Philosophie ist weder in ihrer Geschichte, noch für ihre Zukunft auf einen Kontinent oder einen Kulturkreis angewiesen: überall auf der Welt finden sich *Spuren performativen Philosophierens*, die nur erkannt, verfolgt und zusammengefügt werden müssen. Hierfür ist kein Dogma der interkulturellen Gleichstellung notwendig, weil die Beiträge zu einer globalen performativen Philosophie ja gerade solche *sui generis* sein *sollten*, um alle konstruktivistischen Klippen zu umschiffen.

10. Theoretische Grundlegung. Performative Philosophie erdet das Merkmal ‚Performativität‘ in einer radikalen Weise, um alle konstruktivistischen Fallen zu umgehen. Überall in der materiellen, geistigen, kulturellen und sozialen Welt stoßen Wissenschaftler auf winzige singuläre, unreduzierbare Quanten, die sich der formalen, experimentellen und

kausallogischen Analyse verweigern, sich in kein Kategoriensystem fügen. Sie liegen jedoch sowohl dem erforschten Objekt wie auch der Wissenschafts-Logik zugrunde, und sie ermöglichen eine universale performative Kehre. Die strikte Abwesenheit konstativer Prädikate signalisiert eine leere Stelle vor allen Entitäten und Phänomenen, einen finalen Punkt ohne Reflexion, eine letzte Unbestimmtheit vor der Bestimmtheit der Welt – dies ist der theoretische Ausgangspunkt Performativer Philosophie, von dem aus sie ihren Vollzug begründet und ihre Phänomenologie entfaltet. Er ist ihr gestaltloses Fundament, das durch Fakten belegbar sein muss, innerhalb wie außerhalb der Philosophie. Wir benennen dies vorerst mit einem allgemein-verständlichen Begriff aus den Naturwissenschaften, mit ‚Singularität‘.

II. **Singularität: phänomenologische Grundlegung von Performativität**

1. **Radikale Singularität:** dies ist der einzig mögliche Startpunkt für performative Philosophie. Warum? Es gibt zwei Gründe, einen äußeren und einen inneren:

- Der äußere Grund: Weil die Situation des Menschen in der Welt zu Anfang des 21. Jahrhunderts radikaler und singulärer nicht sein kann. Es kann keine Rede davon sein, dass *homo sapiens* auch nur annähernd wissen kann, *wo* er sich in Zeit und Raum befindet, *warum* das All ihn beherbergt, *wie* er ist oder sein sollte, *wohin* die Reise geht, *was* die Welt ist, *welche* Kräfte seine Existenz und die Gesellschaften steuern, und schon gar nicht: *wer* er selber ist, der da durch die Weiten des Weltraums und seines Bewusstseins reist. Alle „Antworten“ hierauf verstärken das Dilemma nur. Weder der Zeitpunkt seiner Lebensspanne innerhalb der acht Milliarden Erdenjahre, noch seine Position als Tropfen im Meer der Sterne und Galaxien können dem Zeitgenossen in seinem Alltag jemals wirklich präsent sein. Es gibt nach 2000 Jahren ohnehin kein Weltmodell, kein mentales Behältnis mehr, in dem der Mensch ohne Weiteres und selbstverständlich *sein* kann (Sloterdijk 1998f.). Außer Zweifel steht am Beginn des dritten Jahrtausends eine radikale, *existenzielle Singularität* des Menschen, der in der Welt ist.
- Der innere Grund: Weil Performativität kein beliebiges Merkmal ist, sondern eine ontische Grundgröße, muss sie, wenn sie philosophisch sein will, auch ontologisch fundiert werden. Diese Fundierung muss *universal* sein, weil das Performative überall anzutreffen ist;

sie muss *irreduzibel* sein, weil eine *mögliche* weitere Reduktion von Grundgrößen nur wieder konstative Oppositionen erzeugt; sie muss *negativ* sein, weil positive Entitäten immer neuen Diskursen, Kritiken und Meinungen ausgeliefert wären, also mehrdeutig bleiben. ‚Singularität‘ ist zunächst eine Metapher, ein griffiger Sammelbegriff für eine *Theorie der minimalen Abweichung*, die Natur und Kultur gleichermaßen beherrscht, in vielen Dimensionen und *mutatis mutandis*. Die Universalität der minimalen Abweichung ist in den europäischen Wissenschaften über Jahrhunderte notorisch verdrängt, umgedeutet oder marginalisiert worden – zugunsten des allesbeherrschenden Logos von Identität und Kausalität. Diese Universalität jedoch – ist sie erstmal in ihrer verborgenen Herrschaft erkannt und beschrieben – erzeugt direkt ihr dynamisches Pendant: *Performativität*.

Wie nähert man sich der ‚Größe‘ *Singularität* an? Am besten über einen Rundblick über die Wissenschaften selbst, genauer: über den dunklen Hintergrund des selbsterzeugten (Nicht-)Wissens.

2. *Nichtwissen*. Durch rastlose Forschung hat sich der Mensch gewaltige Dimensionen des Nichtwissens selbst erschaffen, am deutlichsten erkennbar in Astronomie, Genetik und Ökonomie, aber auch in Psychoanalyse, Kognitionswissenschaft oder Linguistik. Alle Versuche, mit begrenzten Mitteln eine letzte Formel der Welt und des Lebens zu finden, sind überall gescheitert – ganz besonders auf Gebieten, wo ein solches Ziel explizit existiert, z.B. in Astronomie oder Religion. Die daraus resultierende Krise der westlich-rationalen Wissenschaften zeigt sich besonders in jenen Bereichen, die wir nicht erkennen oder nicht erkennen *können*: das Dunkle, Nichtanalysierbare, Nichtverstehbare triumphiert unumkehrbar über das Helle, Verstehbare, Analysierbare, u.a. deswegen, *weil* man einen solchen Gegensatz aufmacht und ihn immer weiter antreibt. Die Welt des dunklen Wissens (Hinrichs 2014) aber zeigt den phänomenologischen Hintergrund für das Phänomen *Singularität*:

- Das Universum als Ganzes ist geprägt von einer dunklen, unbekanntem Materieform.
- Das menschliche Genom wird von einem Universum dunkler Gene gesteuert.
- Die langsam sichtbar werdenden Dimensionen des Unbewussten, des impliziten Wissens, des Schnellen Denkens, der tiefdunklen Verankerung der humanen Erkenntnisfähigkeit zeigen eine vielfache Überlegenheit alles Impliziten an.
- Die tatsächliche Funktionsweise des Gehirns und das dunkle Labyrinth der myriadenfachen Vernetzung seiner Zellen bleibt wahrscheinlich für immer eine *black box* –

weil die rastlose Analyse, ja gar: die Simulation des Gehirns, von dessen *eigenen* Strukturen offenbar nicht mitgetragen (oder: subtil unterlaufen) wird.

- Ökonomie, Kommunikationstheorie oder interkulturelle Hermeneutik zeigen exemplarisch die überragende Bedeutung radikaler *Kontingenz* für alles soziale und kulturelle Leben: eines leeren Raumes, in dem nicht kommuniziert und nicht prädiziert wird und der dem Diskurs entzogen ist. Nur radikale Kontingenz wird die Tür zu einem wahrhaften Universalismus der Zukunft öffnen (Slavoj Žižek).

Man muss nicht mehr beweisen, dass wir heute *mehr nicht wissen, als wir tatsächlich wissen*; es ist offensichtlich. Und je mehr geforscht wird, desto mehr Nichtwissen kommt als Beifang mit: eine Spirale, die man nicht zurückdrehen kann. Nichtwissen ist also eine Art universelles Dunkel, es ist – entgegen allem Common Sense – der Normalzustand, der zu seiner Verdeckung die probate Illusion mit sich führt, dass das positive Wissen beständig anwächst und das Nichtwissen sich beständig verringert – denn so will es der Mainstream. Jedoch: „Je mehr wir ausleuchten, umso mehr wächst auch das Dunkle“, sagt Marvin L. Minsky, der große Erforscher der Künstlichen Intelligenz. *Nichtwissen* als eine unhintergehbare Konstante bekommt im 21. Jahrhundert eine positive, universale Relevanz (Hetzl 2009). Vielleicht leben wir heute bereits in einer ‚Nichtwissensgesellschaft‘ (Ulrich Beck) – die dann einen neuen Umgang mit Wissen und Nichtwissen erzeugen *muss*, um sich zu erhalten. Dabei geht es nicht nur darum, dass wir vieles nicht wissen, sondern auch kaum wissen, was wir überhaupt und verlässlich wissen *können* (Honerkamp 2013).

3. *Nichtwissen und Singularität.* Das sich ausdehnende Nichtwissen auf der positiven Seite der wissenschaftlichen Oberfläche hat seinen Gegenpol auf der anderen Seite des Wissens – nämlich dort, wo es sich seiner Negativität annähert. Es erscheinen minimale dunkle Zonen, in denen explizites, positives Faktenwissen nicht mehr hilft, sondern eher behindert: eben *Singularitäten*. Wir definieren *Singularität* vorläufig als eine finale, nicht mehr reduzierbare oder analysierbare Entität, die keine Koordinaten, keinen Ausdruck und keine Form hat, aber trotzdem da ist und ihre oft magischen Wirkungen entfaltet. *Singularitäten* erscheinen am deutlichsten in der Makroperspektive (Astronomie), in der Mikroperspektive (Quantentheorie) und in der transzendentalen Perspektive (Philosophie), weil sie dort den Endpunkt der analytischen Methode markieren. Sie sind von *direkter performativer Relevanz*:

→ **Singularitäten markieren die unaufhebbare Differenz zwischen performativem Vollzug/performativem Sein und seiner konstativen (experimentellen, reflexiven etc.) Feststellung. Durch Singularität wird der absolute Primat von Vollzug/Sein angezeigt, weil alle Konstativität ausgeblendet ist.**

Dabei ist Singularität als eine sich selbst verbergende Konstante nicht auf einen Sektor der natürlichen und sozialen Welt beschränkt, sie findet sich überall. Singularitäten erscheinen, sozusagen *mit Notwendigkeit*, dann, wenn die typisch westlich-europäische Forschungsmethode keinen Endpunkt findet und immer tiefer in ihr Objekt eindringt. Hier die naturgegebenen Grundsteine für eine allgemeine Phänomenologie von Singularitäten:

- Für den Anfang der Welt („Urknall“) können die Physiker nur eine ‚Singularität‘ ohne Ausdehnung annehmen, deren Messwerte nicht angegeben werden können und die sich den Gesetzen der Physik verweigert: dies kann man eine *astrophysikalische* oder *Raum-Zeit-Singularität* nennen.
- Werner Heisenbergs Unschärferelation zeigt eine Singularität im Materieaufbau: Es ist unmöglich, den Impuls und den Ort eines subatomaren Teilchens gleichzeitig exakt zu messen. Je tiefer man die subatomare Welt der Teilchen aufreißt, desto deutlicher zeigt sich, dass man keine gültigen Koordinaten für Quantenbewegungen festlegen kann: Eine durch die Messung selbst ausgelöste *subatomare Singularität*. Es war Joachim E. Behrendt (2014), der vermutete, dass das Wirkprinzip der Heisenberg’schen Unschärferelation überall angetroffen werden könne:
- In Sprache, Kommunikation und Literatur zeigt sich Singularität als Unmöglichkeit, den letzten Sinn eines Kunstwerks Werk konstativ festzulegen oder einen solchen zu kommunizieren. Der infinite Deutungs-Regress alles Sprachlichen mündet selbst in eine unauflösbare *kommunikative Singularität*.
- In östlichen Philosophien wie Taoismus oder Buddhismus erscheint Singularität unter behelfsmäßigen Namen wie *Tao* oder *Zen*, die in der Substanz nicht definiert und nicht explizit kommuniziert werden können. Darüber hinaus vollzieht sich *spirituelle Singularität* tief innen im *Big Bang* des Erleuchtungserlebnisses (japan. *satori*, ind. *samadhi*, engl. *enlightenment*, dtsh. *Raptus*). Diese Singularität ist der Kern des buddhistischen *Verbalisierungsverbots*: Singularitäten lassen sich *nicht substanzial* erfassen.
- In der psychoanalytischen Praxis erscheint Singularität als diskursive Uneinholbarkeit des Unbewussten: dies ist *therapeutische Singularität*.

- In Musik, Malerei und Dichtkunst wirkt ein offenbar universales Gesetz der Singularität: erst minimale *Abweichungen* von ‚exakten‘ Proportionen und Relationen ermöglichen den unverstellten Kunstgenuss, den wahren Blick aufs Werk (nach Theodor Lipps). In der winzigen Differenz wirkt eine *ästhetische Singularität*, die man in der Musik sogar messen kann (Behrendt 2014, 137ff.).

‚Singularität‘ ergibt sich im Prinzip also unabhängig vom Forschungsgebiet: es ist sekundär, ob der Bereich ‚Universum‘, ‚Kunstwerk‘, ‚Sprache‘ oder noch anders heißt. Singularität ist kein Phänomen einer Einzeldisziplin und man darf hier nicht der Versuchung erliegen, sie vom Forschungsobjekt her zu definieren: dies wäre ein *konkretistischer Fehlschluss*. Singularität ist ubiquitär und universell: Denn es handelt sich immer um das gleiche Phänomen, nur in wechselnden Bezügen, also *mutatis mutandis*. Weitere Belege wären aus Linguistik, Ökonomie, Mathematik, Soziologie und Chaostheorie und weiteren Disziplinen beizubringen, um die essentielle Notwendigkeit und universale Funktion minimaler singulärer *gaps* für alles kulturelle Leben noch nachhaltiger zu begründen. Sie selbst entbehren einer gewissen „Logik“ nicht:

→ Singularitäten, d.i. minimale unreduzierbare leere Zonen, erscheinen mit Notwendigkeit, wenn die natürliche Lebenswelt mit einem unbegrenzten wissenschaftlichen Instrumentarium immer weiter seziiert und analysiert wird.

In der Philosophie schließlich erscheint *Singularität* als eine letzte, unauflösbare Differenz oder Unbestimmtheit (Hetzel 2009) – gleichermaßen im erforschten Objekt wie auch in der *Argumentation*.

4. Philosophische Singularität. Die Philosophie mit ihrer starken hermeneutischen Komponente muss schon aus *methodischen* Gründen auf Singularität stoßen: sie hat sie mit immer wechselnden philosophischen Namen benannt, die die Epoche, die Strömung und den Zeitgeist widerspiegeln. Phänomene und Spuren philosophischer Singularität sind über die gesamte Geschichte der Klassischen Philosophie verstreut. Sie stellen sich meist am Ende von Praxis und Methode ein, aber auch als unhintergebar *peak* oder letzter Reduktionspunkt im systematischen Aufbau von Denkgebäuden. Dies sind die Leuchtpunkte:

- Sokrates benannte mit seinem berühmten Satz ‚*Ich weiß, dass ich nichts weiß*‘ eine Art *dialogischer Singularität*;
- René Descartes erfuhr mit ‚*Cogito ergo sum*‘ eine radikale *methodische Singularität*, die nach allem Zweifel als ein Einziges zurückblieb;

- Martin Heideggers ‚SEYN‘ ist der letzte, unaufhellbare Zielpunkt einer *ontologischen Singularität*, festgemacht an der Diagnose der europäischen *Seinsvergessenheit*;
- Ernst Blochs ‚Dunkel des gelebten Augenblicks‘ ist der irreduzible Kern einer *phänomenologischen Singularität*, die die *im-Augenblick-herrschende* Abwesenheit aller überhaupt *möglichen* Prädikate zum Prinzip von Philosophie macht;
- Ludwig Wittgenstein stieß in seiner Analyse von Aussagen auf *sprachliche Singularität*, die in der Kollision von beschreibendem und angewandtem Sprachmodus, von Gesagtem und Gemeintem, von Sprechakten und ihrer praktischen Geltung erscheint. Der infinite Regress von Objekt- und Metasprache führt immer zu einer letzten stummen Singularität, in der nicht kommuniziert wird;
- Jaques Derridas Philosophie der *différance* oder Gerhard Gamms Philosophie der *Unbestimmtheit* enden (oder: verharren) an dem Graben einer letzten *philosophischen Singularität*, die als Signatur die Kultur der Postmoderne durchzieht. Sie schließt das Ich und seine Wertorientierungen ein;
- Hans-Georg Gadamer sieht im Verschmelzen der Verstehenshorizonte des Eigenen und des Fremden eine unaufhebbare *hermeneutische Singularität* (des Nichtverstehens) am Werke, die sich im Gespräch kundtut, das Verstehen managt und sich dabei laufend selbst verändert.

Singularität ist also auch in der Philosophie ein universales Phänomen, das in struktureller, dialektischer, methodischer oder ästhetischer Verkleidung auftauchen kann, und es ist als solches durchaus erkannt. Singularitäten erscheinen hier aber eher isoliert voneinander, unter verschiedenen Namen, in vereinzelt Philosophien *sui generis*, und werden dann rationalistisch, psychoanalytisch, ontologisch, theistisch, existenzialistisch etc. aus- und umgedeutet: deshalb werden die offensichtlichen *Analogien* nicht erkannt. (So gibt es zwischen Heisenbergs Unschärferelation und, sagen wir, linguistischer Singularität, keinen *strukturellen* Unterschied. Man vergleiche z.B. eine ‚linguistische Unschärferelation‘: ‚*Es ist unmöglich, das Gesagte und das Gemeinte zusammen ad-hoc eindeutig festzulegen*‘.)

Die verbreitete Methode besteht, in der Philosophie wie anderswo, bis jetzt darin, das Zero der aufgefundenen Singularität – weil sie selbst nicht mehr *substanziell* beschrieben werden kann – über den Umweg der umkreisenden philosophischen Materie konstativ zu beschreiben, d.h. Singularität selbst wird *nicht* in einer Art *Erkenntniskehr* für die Vision einer neuen Philosophie genutzt, sondern nur im konstativen Modus, also diskursiv und

argumentativ, eingekreist. (Das Musterbeispiel dafür ist Derridas *différance*). Dies ist, notabene, ein methodischer Mangel, ein Punkt der finalen Stagnation, der letztlich Aporien oder ein Paradoxon erzeugt.

Eine entscheidende Erkenntnis ist, dass die Größe *Singularität* nicht nur in Makro- und Mikrokosmos auftritt, sondern auch auf der mittleren Ebene der humanen Lebenswirklichkeit wirkt (sog. ‚Mesokosmos‘). Dies ist die entscheidende Erkenntnis, auf der die phänomenologische Begründung einer Performativen Philosophie ruht. Der soziale Alltag kennt Singularitäten unter einem starken *mutatis mutandis*: In der Lebenswelt von Kulturen und Gesellschaften müssen Singularitäten *in besonderem Maß* vor Aufhellung geschützt werden – aus einem einfachen Grund: im hell-bewussten Modus können sie ihre sozialen Funktionen nicht erfüllen. Diesen Schutz erzeugen Tabus, Illusionen und Blinde Flecke – eine Art unsichtbarer sozialer Differenz, die *die praktische Funktion von sozialen Singularitäten* garantiert. Sie funktioniert nach dem Prinzip des *Blinden Flecks* – einer sozialen Größe, die ihr Korrelat aber in der Physiologie der Wahrnehmung hat.

5. Alltägliche Singularität: der Blinde Fleck. Alles täglich-optische Sehen beruht bereits *physiologisch* auf einem Blinden Fleck: auf jenem dunklen Punkt auf der Netzhaut, an dem der Sehnerv ins Gehirn eintritt. Dort gibt es keine Sinneszellen und keine Bilder, nur einen dunklen Punkt, einen Gesichtsfeldausfall („Skotom“). Die *optische Singularität* weiß nichts von sich, der leere Punkt wird aber vom Gehirn ergänzt und bleibt so als solcher verborgen. Die ganze Fülle der optischen Wahrnehmung hat ihre Quelle in diesem Blinden Fleck.

Typisch menschlich ist, dass dieser Mechanismus nicht nur optisch-physiologisch, sondern analog auch im Sozialen wirkt: Fakten, Assoziationen, Vorurteile, Intentionen und unliebsame Wahrheiten werden auf hundert Arten in den Hintergrund ausgeblendet und durch plausible Illusionen überblendet: dies sichert die Welt des sozial kompatiblen Wissens und seine Kommunikation im Vordergrund (Goffman 2010; Kahnemann 2012). Hierbei spielt das Gehirn virtuos mit: Der Blinde Fleck ist überall (Dobelli 2013).

Hier ist ein wichtiges Zwischenstück auf dem Wege zu einer Performativen Philosophie angesiedelt – in der Mitte zwischen extremer Singularität und Performativität: man könnte es eine ‚Phänomenologie des Blinden Fleckes‘ nennen. Sie beschreibt – einschlägige Erkenntnisse aus Neurobiologie, Evolutionsforschung und Kognitionswissenschaft anwendend – wie der Bereich der sozialen Kommunikation auf dem Mechanismus des Blinden Fleckes und der *Illusion* beruht und warum dies *notwendig* so ist. Sie muss zeigen,

dass hier *Singularität* am Werk ist – nämlich eine minimale leere dunkle Zone *ohne Prädikat*, die letztlich den sozial ‚richtigen‘ Vollzug sichert. Ein Beispiel zeigt was gemeint ist: wir reden seit je von der ‚*aufgehenden Sonne*‘ (dies ist die Illusion), referieren aber auf etwas Anderes, nämlich auf den geosolaren Mechanismus der Erddrehung und der Änderung des Sonneneinfallwinkels (dies ist der Blinde Fleck). *Die Illusion macht den Naturvorgang sozial kompatibel und kommunikabel und sichert, zweitens, gleichzeitig seine naturwissenschaftliche Wahrheit, indem die Illusion* Geben Sie hier eine Formel ein. *sie dunkel und absolut im Hintergrund belässt.* Dies hat die Evolution so eingerichtet, weil es die wirksamste Methode für das Überleben ist.

Soziale Kommunikation ist von einem solchen dunklen Mechanismus durch und durch geprägt, er garantiert, dass sie reibungslos funktioniert. Eine Performative Philosophie zeigt hier, dass der westlich-wissenschaftliche Weg der immer genaueren „Aufdeckung“ und der „wissenschaftlichen“ Richtigstellung der Dinge (zumindest in sozialer Sicht) ein sinnloser und nicht ungefährlicher Holzweg ist, weil er Pseudo-Aufklärung in die Welt setzt und durch konstative Bewusstheit am falschen Platz oft Verwirrung stiftet. Dieser Weg beruht selbst auf einem Blinden Fleck gegenüber der Lebenswirklichkeit: Niemandem nützt die schiere wissenschaftliche Wahrheit im Alltag wirklich etwas, ja sie wirkt oft kontrasozial. Wahre Wissenschaft zeigt im Gegenteil, dass der Mechanismus der Illusion der menschengerechte ist und dass er der analytischen Auflösung im Alltag gar nicht bedarf (Gray 2010): Blinde Flecke sind dazu da, *nicht ohne Not* aufgehellt zu werden – denn sonst gäbe es sie ja nicht. Illusionen sind kein mentales Manko, keine falsche Sicht, sondern ein soziales Prinzip. Sie sind aus der Menschenwelt *nicht wegzudenken*.

Eine ausgearbeitete Performative Philosophie illustriert, dass das Prinzip des Blinden Flecks mitnichten eine anatomische Rarität ist, sondern als wichtiges Regulativ das gesamte soziale und kulturelle Leben steuert: es ist eine uralte Konstante. Sie erstellt eine Phänomenologie des Blinden Flecks mit Beispielen aus allen Bereichen: Indirekter Sprachgebrauch, die Unsichtbare Hand der Wirtschaft, die psychoanalytische Therapie, die Fassade der sozialen Rollen, die vorgeschobenen Argumente der Politiker, die Rhetorik von Diplomatie und Ausrede, die Praxis von Notlüge und Übertreibung usw. – all das basiert auf dem Blinden Fleck des Augenblicks. Alles Soziale braucht diesen Blinden Fleck, um den sozialen Verkehr zu managen, abzupuffern, zu stabilisieren, zu koordinieren und Gefahren abzuwehren. Der Common Sense des Alltags selbst wird durch den Mechanismus des Blinden Flecks gesichert:

er könnte ohne ihn nicht zwanglos wirken. Rein formal ist der Blinde Fleck ein Negativum, weil nichts da ist. In der positiven Kehre aber wird der Blinde Fleck zu einem mächtigen Punkt, an dem erst Sein und Handeln zu ihrem ‚Ausdruck‘ kommen, d.h. als solche erscheinen können, weil sie von aller Reflexion befreit sind. Dieser Punkt erweist sich als jener dunkle Ort, von dem aus die Grundweisen der menschlichen Existenz in ihren Vollzug treten, und zwar *außerhalb* von Sprache und reflexiven Bezügen, d.h. *jenseits der konstativen Dimension*.

Performative Philosophie ist in diesem Teil von der Grundthese geleitet, dass die lautlose, automatische (d.i. performative) Selbstverständlichkeit der sozialen Lebenswelt (Blumenberg 1986) vor allem durch den Blinden Fleck ermöglicht wird, der für sich selbst Prädikation, bewusste Reflexion und alle Urteile ad-hoc, d.h.: für den Augenblick, *aussetzt*. Sie zeigt, mit welcher Macht sich dieser Mechanismus evolutiv und ontogenetisch durchgesetzt hat und warum dieses Prinzip so erfolgreich ist: Durch diesen Mechanismus ‚erscheint‘ eine stumme und taube Singularität stetig zwanglos im Alltag – und dass sie im sozialen Handeln nicht bemerkt wird, ist ihr bester Beweis, ihre perfekte Tarnung.

Der menschliche Apparat, der die soziale Wahrnehmung und die Interaktion steuert, hat die Erscheinungsform einer universalen Singularität vollkommen integriert. Neurobiologisch verwurzelte Erkenntnistheorien wie die von Thomas Metzinger (*„Der Ego-Tunnel“*) lassen vermuten, dass die dunkle Fundierung menschlicher Erkenntnis auch neurologisch und kognitiv fest geerdet, wenn nicht bereits genetisch identifizierbar ist. Die Abwesenheit eines Prädikates, das *Nicht* eines Signifikanten, die unsichtbare ‚Präsenz‘ einer Leerstelle, der unmerkliche Einschnitt eines Hiatus, die radikale Löschung der Metaperspektive – all diese Umschreibungen für eine funktionale Singularität folgen dem Prinzip des Blinden Flecks, der der direkten Wahrnehmung (aus gutem Grund) verschlossen bleibt. Dies kann man eine *gnostische Singularität* nennen: sie ist der unhintergehbare Urgrund des Erkennens. Genau an diesem Punkt spannt sich das Illusionsnetz des Normalbürgers auf, das die Welt des sozialen Vordergrundes sichert.

Für sich selbst dunkel, entfaltet der Blinde Fleck, gewissermaßen in einer radikalen Kehre, eine unbegrenzte helle Phänomenologie (ähnlich dem optischen Blinden Fleck). Er wahrt zwar den dunklen Hintergrund für Sein und Handeln: Über die Dunkelheit des Blinden Flecks wird jedoch ununterbrochen eine neue vitale, mentale, soziale und kulturelle Freiheit der Individuen und der Gesellschaft erzeugt und durch ihren *Vollzug* ständig aufs Neue bestätigt.

In ihrem systematischen Aufbau muss eine Performative Philosophie deshalb zuerst die Universalität des Singularitäts-Prinzips in ihren Dimensionen zeigen, jedoch nicht unbedingt auch in den letzten Details analysieren (dies bleibt Sache der Spezialdisziplinen).

6. Von der Singularität zur Performativität. Als einzig verbindliche Basis bleibt also zuletzt, nach allen positiven Gewissheiten, ein in vielen Wissenschaften nachweisbares Negativum zurück – eben *Singularität*: Ein semantischer und methodischer Punkt NULL, der noch *vor* aller Begrifflichkeit liegt. Dieser Punkt ist, wie gezeigt, selber durch Fakten belegbar: die Wissenschaftler selbst haben jene Fakten hervorgebracht, die die Existenz von Singularitäten in vielen Disziplinen belegen. Auf diese Weise korrespondieren Fakten der Natur mit solchen der Kultur: es ließe sich kein unverdächtigerer, kein wirkungsmächtigerer Ausgangspunkt für eine Philosophie erdenken, die ihrerseits genau auf jene Wissenschaften wieder ausgreift. Dieser archimedische Punkt bildet die erste, unterste, nicht mehr hintergehbare Schicht im Aufbau der Performativen Philosophie. Einzig ein solcher, durch Fakten belegbarer Punkt ohne Ausdehnung bewahrt den Philosophierenden vor Spekulation, erkenntnistheoretischen Fallen und konstruktivistischen Holzwegen. Denn dieser Punkt unterliegt *als solcher* nicht mehr der Unbestimmtheit: weil er sich selbst unmittelbar, unhintergebar *vollzieht*, deshalb dem logischen Wahrheitskriterium nicht unterliegt und damit allen analytischen Bewertungen entzogen ist. Er ist nicht wahr und nicht unwahr: er *ist* einfach.

Radikale, d.h. nicht mehr reduzierbare Singularität ist die einzige Größe, auf die sich eine Performative Philosophie stützen kann und muss: sie ist eine *conditio-sine-qua-non*, aber eben auch die einzige. Diese Größe ist in ihrer Substanz weder verifizierbar noch falsifizierbar, sie *ist* aber qua Vollzug und damit jenseits jeden vernünftigen Zweifels. Sie verbindet die Philosophie gleichzeitig mit vielen anderen Disziplinen und liefert das stärkste denkbare Fundament, weil sie *in substantia* dem Diskurs entzogen ist. Ohnehin lösen sich in der Postmoderne alle Totalitätsansprüche von Theorien und Strömungen auf, jede ‚absolute‘ Wahrheit wird einer Relativierung unterzogen und auch die Subjekte sind immer weniger auf eine feste Identität festgelegt (Gamm 2009). In der Zukunft werden soziale, kulturelle, psychische, nationale, religiöse Orientierungssysteme ohnehin immer flexibler gehandhabt werden und dadurch an Bindungskraft verlieren. Ihre Reste werden im globalen Prozess weiter und weiter abgebaut (und erzeugen *in praxi* eine riesige Wolke an synchronen Ersatzprojekten und minimalen ‚Sphären‘, die Peter Sloterdijk „Schäume“ genannt hat).

Aus der Universalität der Singularität in der Natur wie in der Menschenwelt schießt – in einer Art absoluter Kehre – wie ein Jet die Vision einer allesgestaltenden Performativität, die von allen diskursiven Zuschreibungen und Prädikaten, von allen abstrakten und ideologischen Barrieren befreit ist. Der unmittelbare Vollzug allen Lebens ist in einem transzendentalen wie auch interdisziplinären und letztlich faktischen Sinn nicht hintergebar, weil hinter dem Vollzug, sozusagen *innerhalb* von Singularität nicht mehr geforscht, nicht weiter analysiert werden kann. Weil der singuläre Punkt nicht prädiziert, nicht definiert, nicht analysiert werden kann, ergibt sich als einzige Konsequenz, ihn in seiner unmittelbaren Evidenz zu belassen: dies führt zu dem unhintergehbaren Primat des *Vollzuges* als der elementaren *Daseinsform von Etwas* vor seiner konstativen Feststellung: *Mundus performatur – ergo est*. Das verborgene Tandem von Singularität und Performativität ist zwar historisch verdrängt worden, aber es ist nicht verlorengegangen: Von Parmenides, René Descartes, Jean-Jaques Rousseau oder Friedrich Nietzsche ist bekannt, dass sich aus einem singulären Punkt Null – befreit vom konstativen Eise – in einer dialektischen *Kehre* ganze Philosophien ergossen haben. Der große Leipziger Philosoph Ernst Bloch hat in seinem Jahrhundertwerk ‚Das Prinzip Hoffnung‘ gezeigt, in welche Dimensionen hinaus sich die Singularität des ‚gelebten Augenblicks‘ ausfalten kann, ist sie erst einmal als solche in ihrer ganzen vitalen Wucht erkannt (Bloch 1990f.).

Aus dem Phänomen der Singularität folgt mit aller Konsequenz, dass sie sich in einer explosiven Wende in alle Richtungen ausbreiten kann und muss. In einer Performativen Philosophie schlägt der Punkt Null *qua vita* um in reine Performativität: jeder performative Akt modelliert Singularität nach, weil dieser Akt ohne Prädikat, ohne Reflexion, ohne Metaaspekt auskommt: er ist so, wie er ist. Singularität schlägt um in Performativität: Dies ist der explosive, kreative Startpunkt der Performativen Philosophie, an dem die gestaltlose Basis den Vollzug von Sein und Handlung erzeugt. An ihm kristallisiert sich der unmittelbare *Vollzugssinn* (Martin Heidegger) aus, d.h. der radikal performative Sinn des faktischen Lebens, der sich *konstativ* nicht mehr eindeutig festlegen lässt (und damit den phänomenologischen Sinn der leeren Singularität praktisch bestätigt). Performativität im philosophischen Sinn ist eine Metapher für den unmittelbaren, nicht-reflexiven Vollzug des ontologischen und kommunikativen Sinns von Sein und Handeln vor dem Hintergrund einer allumfassenden Singularität; erst dann erfasst der Begriff die Welt der Sprechakte, die Pädagogik, die Religion, die Medien und alles Weitere.

Die Philosophie der Performativität ist deshalb von einer alles-bestimmenden These geprägt, die den universalen Anspruch des performativen Prinzips benennt. Ich nenne diese These etwas umständlich „ontologisch-performative Universalie“:

→ **Über Singularität und Performativität kommen existenziale Grundgrößen wie SEIN und HANDELN zu ihrem eigentlichen, wesentlichen, lebenspraktischen Ausdruck.**

III. Performativität: Die Erzeugung der Welt

1. **Die Welt ist performativ.** Die europäischen Wissenschaften, ganz besonders die deutsche Kulturwissenschaft, haben das Potenzial des Performativen im Prinzip erkannt (Fischer-Lichte; Kolesch 1998); davon zeugen die vielen Studien zum Performativen in den einzelnen Disziplinen. Der Paradigmenwechsel des ‚performative turn‘ hat in den letzten Jahrzehnten die gesamte Wissenschaftslandschaft von der Linguistik bis hin zur Rechtswissenschaft erfasst (Bachmann-Medick 2009).

Wie kristallisiert sich das performative Prinzip aus? Nach Austins revolutionärer Erkenntnis (Austin 1962), dass Sprache die Welt nicht nur beschreibt, sondern sie auch gleichzeitig *erzeugt*, erreicht diese so einfache wie revolutionäre Kehre auch andere Sektoren und Disziplinen, die eine Performative Philosophie integriert. Es wird z.B. erkannt, dass

- die kognitive Grundausstattung des Menschen offenbar eine Art performativer Urszene nachmodelliert, was ein neurologisches Korrelat hat (Baars 1998);
- die Theateraufführung als solche ein starkes performatives Grundmuster für alle soziale Interaktion und alle Rollenspiele abgibt (Fischer-Lichte 2000);
- soziales, politisches und kulturelles Leben heute immer offensichtlicher einer *Inszenierung* gleicht, d.h. eher einer aktuell-performativen Handlungsanweisung statt einer Faktenlage gehorcht (Goffman 2010; Volbers 2011);
- soziale und individuelle Identität nichts Statisches ist, sondern ständig performativ *erzeugt* wird: *das ICH ist performativ* (Butler 2003);
- alle Kunst eine starke performative Seite hat, u. zw. sowohl auf Seiten von Künstler und Kunstwerk, als auch auf Seiten des Betrachters (Hantelmann 2007);

- die Sprache – über Austins Satz weit hinaus – das performative Prinzip zu dem zentralen Kommunikationsinstrument des Sprechhandelns ausgebaut hat, das die gesamte soziale Kommunikation prägt (König 2011);
- Erziehung und Religion ohne Performativität, d.h. ohne den praktischen Primat des Vollzuges, gar nicht effektiv ausgeübt werden können bzw. scheitern (Wulf/Zirfas 2007; Leonard/Klie 2003);
- Geschichtsschreibung versuchen kann, die Lücken einer bloss feststellenden Berichterstattung zu füllen, indem sie über Sekundärgeschichten Geschichte „vor den Augen des Lesers“ erzeugt („Performative Geschichtsschreibung“, Jaeger 2011);
- Recht und Rechtsprechung zwar auf konstative Gebilde wie Gesetze zurückgehen; dass aber jede *Rechtsprechung* einen performativen Überschuss erzeugt, der konstativ nicht erfassbar ist oder aber sofort ein performatives Paradox erzeugt: in der Lücke zwischen ‚Recht‘ und ‚Gerechtigkeit‘, zwischen ‚legal‘ und ‚legitim‘ entspringt eine starke Quelle von Performativität (Müller-Mall 2012);
- es neben dem klassischen IQ eine mächtige nicht-konstative Intelligenz geben muss, die in der einmaligen Situation und im *Vollzug* lebt (und über ‚Emotionale Intelligenz‘ etc. weit hinausgeht). Sie ist besonders auf Interkulturalität und eine neue *Anwendung* eingestellt (Chen; Moran & Gardner 2009; Yousefi 2013): ich nenne sie ‚performative Intelligenz‘;
- zu dieser auch ein *performatives Verstehen* gehört, das sich erst im Gespräch, d.h. immer wieder neu, *selbst erzeugt* (Gadamer 1960; Mall 2005);
- auch unbelebte Objekte offenbar ein performatives Potenzial haben (Zirfas/Klepacki 2013);
- in Politik, Ökonomie und Pädagogik, offenbar im gesamten Alltag, Ziele, Prozesse und Entscheidungen durch performative Selbstdarstellung erst *ausgelöst* werden (Neckel 2006; Schäfer 2009). Das Musterbeispiel ist die (negative und positive) *self-fulfilling prophecy* (Schnepper 2004);
- große klassische philosophische Werke oft ein tiefes performatives Potenzial haben, das nur erkannt und ins Bewusstsein gehoben werden muss (z.B. Heideggers ‚Sein und Zeit‘, s. Cimino 2013; Blochs ‚Prinzip Hoffnung‘);
- *summa-summarum* Performativität eine universelle Kategorie ist, die die Wissenschaften – unter der Ägide der Philosophie – nachhaltig miteinander verbindet;

- es deshalb für die Philosophie hohe Zeit wird, philosophische Werke, die auf den ersten Blick nicht performativ auftreten, unter dem Aspekt der Performativität zu reinterpreten.

Die Entdeckung, ja die neue *Beschwörung* von Performativität quer durch die abendländischen Wissenschaften ruft geradezu nach einer überdachenden, vereinheitlichenden Vision und einer Erdung des Begriffs. Es ist höchste Zeit, die performative Idee und ihr Wirken in allen Disziplinen und Kulturfeldern nicht nur zu zeigen, sondern sie untereinander und mit Philosophie systematisch zu verbinden. Dabei wird das überall vorherrschende konstative Prinzip des festlegenden Darstellens wenn nicht abgelöst, dann gehörig relativiert. Dies bedeutet nichts Anderes, als dass das wissenschaftliche Forschen vom (konstativen) Kopf auf die (performativen) Füße gestellt wird. Hierfür aber stellt die Philosophie die Leitdisziplin dar – es kann ihre zentrale Aufgabe in der Zukunft sein, durch die ihr neue Bedeutung zukommen kann.

Denn denkbar ist durchaus, dass sich die Wissenschaften über die performative Wende jene Orientierung an der Lebenswelt, jene „vorphilosophische Welterfahrung“ (Gamm 2009) zurückholen wollen, die sie mit der jahrhundertelangen Überzeichnung des konstativen Prinzips der kausal-faktischen Behauptungskultur selbst aufs Spiel gesetzt haben. Der *performative turn* (Bachmann-Medick 2009) zeigt deutlich, dass die Überwindung der Konstativität überall ein gewaltiges Potenzial freisetzt, das die Forschung in ganz neue Richtungen lenken kann. Die Einzelheiten zeigen, dass sich hinter der deskriptiven Analyse der Phänomene überall eine mächtige Handlungs- und Seinsebene verbirgt, die mit ihrer bloßen Beschreibung *nicht* zusammenfällt, ja sie oft genug konterkariert – am deutlichsten vielleicht zu erkennen in der performativen Pädagogik: *Handeln ist mehr als Reden, Zeigen bewirkt mehr als jedes Erklären*. Es ist der stumme „Überschuss“ des Seins und des Handelns vor ihrer Feststellung und Beschreibung, der im Realen *wirkt*. Dieser Überschuss (der auch als Defizit auftreten kann) macht den uneinholbaren *differentiellen* Vorsprung der Performativität vor allem Konstativen aus; er ist der Motor von Ereignissen und Handlungen.

2. Kritik der bisherigen Rolle des Performativen in den Wissenschaften. Die Heraufkunft einer Performativen Philosophie liegt mittlerweile auf der Hand. Sie wird von vielen anderen Wissenschaften geradezu insinuiert: wenn nämlich diese auf breiter Front von einem *performative turn* erfasst werden können, wäre dies für eine Disziplin, die über Jahrhunderte

die Rolle einer Mutterdisziplin ausgeübt hat, geradezu selbstverständlich. Alles Andere wäre höchst seltsam. Hier gibt es in den Wissenschaften jedoch einen fatalen Blinden Fleck: selbst in großen Projekten, die sich mit dem Performativen befasst haben, kommt die Klassische Philosophie seltsamerweise nicht vor (Fischer-Lichte et al. 1998ff.). Ein Grund dafür könnte sein, dass sie zu weit vom Kanon der anderen Geisteswissenschaften entfernt liegt, ein zweiter darin, dass man sich als Nicht-Philosoph nicht auf einen unabsehbaren Marathon durch die Philosophiegeschichte begeben will. Wahrscheinlich gibt es auch einen Blinden Fleck zweiten Grades: da man sich überall auf Austins Sprechakttheorie beruft und diese ja aus der analytischen Sprachphilosophie stammt, wird das Problem einer *Performativen Philosophie* mit Blick auf Austin und Searle fatalerweise als *bereits gelöst* betrachtet. Dies ist ein paradigmatischer Fehlschluss, der dann echte Performative Philosophie blockiert: Denn Austin hat nur einen kleinen Sektor des Sprachgebrauchs analysiert und John Searles Sprechakttheorie ist Linguistische Pragmatik und keine Philosophie.

Die Erkenntnis der universalen Macht der Performativität hat ohne Zweifel etwas Bahnbrechendes, weil die Fallstricke, Widersprüche und losen Enden des Konstativen Prinzips vermieden werden und die innere Spaltung alles Konstativen überwunden wird. Merkwürdigerweise hat das performative Prinzip jedoch bis jetzt noch nicht jene revolutionäre Würdigung erfahren, die es ohne Zweifel verdient. Performativität wird auf subtile Weise unterschätzt, ja in ihrem radikalen Potenzial nicht wirklich erkannt: dies ist ein inneres Erbe des abendländischen Wissenschaftsbetriebes. Wenn man alle Disziplinen, die irgendwie mit Performativität arbeiten, in den Blick nimmt, muss man feststellen, dass die Lage insgesamt unkomfortabel ist und den radikalen Durchbruch zu einer genuin Performativen Philosophie subtil blockiert.³ Man kann dies so zusammenfassen:

³ Performative Philosophie hat heute mit einem subtilen *faux ami* zu kämpfen. Googelt man das Stichwort ‚Performative Philosophie‘, stößt man schnell auf eine Handvoll URL-Adressen, in denen die Bezeichnung ‚performative Philosophie‘ wie selbstverständlich verwendet wird und eine schwer durchschaubare Mimikry erzeugt wird. Es handelt sich um eine philosophieferne, weitläufige Theater-, *performance*- und *event*-Szene von Experten und Laien, die den *Aufführungscharakter* von Szenen und *performances* ohne weitere Reflexion als ‚performative Philosophie‘ ausgeben. Man will über spontane Affekte zum philosophischen Begriff kommen; die schillernden Etiketten lauten ‚Denken im Modus der Kunst‘, ‚Philosophie gleich *performance*‘ etc. Hier werden szenische, theatralische, leibliche oder kommunikative Spezialaspekte von Spontaninszenierungen in der Kunst/*art*-Szene einfach mit Philosophie in Verbindung gebracht, ohne dies weiter zu begründen. Typisch ist, dass auch hier auf Klassische Philosophie weder synchron noch diachron eingegangen wird. Dies ist Sophistik, führt auf eine falsche Spur und blockiert eine *philosophisch* geerdete Performative Philosophie. Der Name ‚Performative Philosophie‘ ist hier nur eine unsaubere Übersetzung von engl. ‚*philosophy of performance*‘ sowie eine blauäugige Übertragung auf das Gebiet der Philosophie.

- Die Diskussion über Performativität hat trotz vieler anderslautender Bekenntnisse vor allem isoliert und *innerhalb* der Einzelwissenschaften stattgefunden und eine Handvoll verstreuter Diskurse ausgelöst, die sich gegenseitig oft überblenden. Interdisziplinarität ist als Option zwar durchaus erkennbar, wird aber nicht wirklich umgesetzt. Dadurch entsteht insgesamt der fatale Eindruck, es handele sich bei Performativität in jeder Disziplin jeweils um ein Phänomen *sui generis*.
- Der Begriff ‚Performativität‘ leidet hierunter: in typisch europäisch-analytischer Art werden viele Lesarten des Performativen propagiert, wobei Eigenarten der jeweiligen Disziplin (und der Autoren) in die Begriffe hineinprojiziert werden. Dies spiegelt die Herangehensweise der Wissenschaftler wider, und dies muss in einer Performativen Philosophie überwunden werden.
- Mantrahaft wird überall die Verwurzelung aller Performativität im Werk John L. Austins wiederholt. Austin hat jedoch nur einen relativ speziellen Aspekt des Sprachgebrauchs herausgestellt. Performativität ist aber kein sprachlicher, theatralischer oder künstlerischer Spezialaspekt von Einzeldisziplinen, sondern ein *universales Prinzip*, das seinen genuinen Ort in der Philosophie hat und von dort erst in andere Disziplinen ausstrahlt.
- Performativität wird behandelt wie eines der zahllosen anderen Paradigmen, die sich in den Kulturwissenschaften im Laufe der letzten 50 Jahre abgewechselt haben – so als ob der *performative turn* nur eine Note im Konzert der anderen *turns* sei: *Interpretive, Postcolonial, Translational, Spatial, Graphic, Iconic /Turn/etc.* (Bachmann-Medick 2009). Dadurch entsteht in puncto Performativität der falsche Eindruck einer wie zufälligen oder nur relativen Forschungsbewegung und eines paradigmatischen Epiphänomens. Übersehen wird dabei, dass Performativität eine neue Sicht auf die Welt und die Wissenschaften begründet. Sie steht *über* den anderen *turns*.
- In der Literatur wird gern hervorgehoben, dass alles Verhalten, alle Kultur in performativer Perspektive gesehen werden könne. Dies ist nicht falsch, vertauscht aber Ursache und Folge: Performativität ist absolut primärer Natur und mitnichten nur eine postmoderne Windung irgendeines Paradigmas, die im Konzert der Wissenschaften lediglich eine geänderte Perspektive der Wissenschaftler widerspiegelte. Performativität ist kein Prisma, durch das man die Welt „auch“ sehen kann, sondern erzeugt diese Welt selber: ich nenne dies das ‚relativistische Missverständnis‘. Andersherum, vom Kopf auf die Füße gestellt, wird ein Schuh draus: Performativität ist ein absolutes, ganz und gar zeitloses lebensweltliches

Prinzip, das irgendwann mit Notwendigkeit (wenn auch: spät) das Bewusstsein der Wissenschaftler erreicht.

- Wenn man – wie z.B. Jaques Derrida mit der *differànce* – im Philosophieren auf eine letzte leere Zone stößt, wird diese nicht zu einer radikal-performativen Kehre genutzt; wenn man, andererseits, mit einem positiven Merkmal ‚Performativität‘ beginnt (s. Fischer-Lichte; Kolesch 1998f.), wird der phänomenologische Tiefengrund eines solchen Ansatzes nicht ausgeleuchtet.

3. *Performativität – eine philosophische Größe.* Die performative Idee ist in der analytischen Philosophie bereits verankert (John L. Austin); sie kommt aus der Sprachphilosophie und hat sich im Lauf der Zeit in alle Humanwissenschaften hinein verbreitet (s. Fischer-Lichte 2013). Ihren letzten Urgrund hat sie jedoch, was notorisch übersehen wird, in der faktischen Lebenswelt, die *vor* der Sprache, ja *vor* allem Philosophieren liegt, und zwar in Natur und Kultur gleichermaßen (s. o. Kap. II: ‚Singularität‘). So entgeht sie der Gefahr eines nur-geisteswissenschaftlichen Navigierens. Schon werden erste Philosophen und große Philosophien konsequent in einer performativen Perspektive gesehen und neu gedeutet (Cimino 2013 über Heidegger). Bereits jetzt ist kein Zweifel, dass *alle* Philosophie performativ re-interpretiert werden kann (eine Herkules-Aufgabe der Zukunft).

Jürgen Habermas (2012) hat gefordert, dass nachmetaphysische Philosophie nicht nur zu formulieren, sondern auch zu *zeigen* hat, was und wie Philosophie ist. Dass ihre wichtigste Aufgabe darin bestehe, eine Lebenswelt, die im Wesen performativ ist und eine Objektwelt, die sachlich ist und konstativ daherkommt, *zusammen* zu denken. Eben dies leistet ‚*Performative Philosophie*‘: Sie radikalisiert zuerst die *performative* Seite der Philosophie und des Philosophierens. Sie ist deshalb keine neue Philosophie n+1, sondern ein konverser Wandel in der Perspektive: Im Fokus steht nicht mehr der geschlossene, fest-gestellte, kausal begründete Tatsachen-Sinn von Argumenten innerhalb eines Denkgebäudes, sondern der offene *Vollzugssinn* von Philosophie, von Sprache und die unmittelbare Bedeutung für das Leben. In diesem Sinne nimmt Performative Philosophie eine *metakommunikative* Perspektive ein; in diesem Sinne ist sie *synthetisch* und nicht sezierend-analytisch. Dies öffnet den Zugang zu Philosophie allgemein und lässt den letzten Sinn von einzelnen Philosophien im Prinzip offen, unbestimmt: dieser Zugang fordert in radikaler Weise das Mit-

Denken, ja Mit-Handeln des Lesers und der *community* – ganz nach Werner Heisenbergs epochaler Einsicht, dass der Beobachter Teil des Experiments ist.

Performative Philosophie wendet sich gegen die überkommene Herrschaft des quasi-faktischen Behauptens und entwirft die Vision, dass das Aufbrechen der alten Konstativität einhergehen wird mit neuen Inhalten, mit unverhofften Lösungen und dadurch zwanglos einen neuen Stil hervorbringen wird, der Performativität nicht nur beschreiben, sondern auch selbst *ausdrücken* kann. ‚Performativität‘ ist deshalb, metaphorisch gesprochen, so etwas wie eine dynamische ‚Antimaterie‘ zur statischen Materie der Konstativität.

Performative Philosophie begreift Welt und Mensch als performativ, also als das, was sie ohnehin von Beginn an sind, *vor* jedem Überbau des Zivilisatorischen, *vor* aller Philosophie, *vor* aller Analytik. Das Performative hat vor allem Konstativen (Zivilisatorischen, Kulturellen, Diskursiven etc.) einen genuinen exponentiellen Vorsprung und es ist ganz ausgeschlossen, dass diese Übermacht nicht auch mächtig in die Jetztzeit hineinstrahlte.

Performative Philosophie umfasst diese zwölf *essentials* (die hier in einer rudimentären Form aufgeführt werden).

IV. Die *essentials* der Performativen Philosophie

1. **Der Begriff ‚performativ‘.** Ein Blick in die Literatur legt dringend nahe, für das Vorhaben einer Performativen Philosophie mit einem klaren Begriff zu starten. Vor allem muss Performativität von *performance* und der linguistischen *Performanz* abgeschieden werden, deren Überkreuzungen viel Verwirrung stiften können (Hempfer 2011). Denn schon die Auslegungen von *performativ* reichen von einem diffusen *performance*-Modus szenischer *events* bis zu einer abstrakten Theorie des Kommunikativen Handelns (s. Hempfer 2011). Es gibt außerdem eine alltagssprachliche, eine englisch inspirierte und weitere, szientistische Lesarten, die in vielen Disziplinen unterschiedlich wirken. Auch gibt es autoren-typische *Anwendungen* wie etwa bei Judith Butler (*Geschlecht*) oder Victor Turner (*Rituale*). Offensichtlich kann man auch verschiedene Stärken, Grade und Reichweiten von *performativ* erkennen, was für eine Performative Philosophie nicht unwichtig sein kann. Es entsteht insgesamt leicht der Eindruck eines ausfransenden *umbrella terms*, der letztlich seine Kernsubstanz verliert und alles umfasst, was nur irgendwie mit *performance* oder

Sprachhandeln assoziiert werden kann. So aber droht der Begriff zu zersplittern und für die Philosophie unbrauchbar zu werden. Geprüft werden muss deshalb vor allem, ob ein einfacher Begriff ‚performativ‘ geschaffen werden kann, der über die Philosophie hinaus sicher angewandt werden kann.

2. *Performative Anthropologie.* Der Mensch ist ein performatives Tier, phylogenetisch in der Evolution wie ontogenetisch in seiner Lebenszeit. Er ist das Wesen, das sich und das Seine *vollzieht*, in der Sichtbarkeit, im Handeln, im Sprechen, im Sein, im Verstehen, im Schweigen, was immer weitere Vollzüge erzeugt: der Mensch steht in einem nie abreißen Kontinuum des Vollzuges. Alles Konstative ist in dieser Perspektive sekundär, erlernt, vermittelt – und es ist möglich, dass sich das ursprüngliche Verhältnis *performativ : konstativ* (vor allem in westlichen Gesellschaften) im Laufe des Lebens negativ, d.h. zugunsten von *konstativ*, verschiebt. Der vitale primäre Urgrund von Performativität ist jedoch viel älter und mit Sicherheit viel fester verankert als alles Konstative, das sich in allen Perspektiven erst später entwickelt. Das Performative muss kognitiv und neurologisch bereits klar identifizierbar sein, sonst wäre der Mensch in der Absolutheit der Welt verloren: er wäre auch aller sich entwickelnden Konstativität schutzlos ausgeliefert. Der Mensch ist außerdem von Grund auf ein Wesen des Zeigens (der primären performativen Geste, Tomasello 2009), im sozialen Leben geprägt vom Blinden Fleck (s.o.), auf den ständig dunkel *gezeigt* wird.

3. *Performative Identität.* Der performative Mensch ist im Idealfall ein Chamäleon im Dschungel des Sozialen. Feste kulturelle, ethnische, nationale, professionelle, soziale Identität ist für ihn ein Auslaufmodell, interessant aber als Spielfeld des Springens und Wechsels. Identität in ihrer alteuropäischen Ausprägung gehört für ihn zu den nützlichen Illusionen: sie ist ein Baldachin über der Lebenswelt des Normalbürgers. Das Subjekt aber ist in seiner tiefsten Verfasstheit nichtidentisch, implizit, dunkel, nichtdiskursiv, letztlich nicht endgültig zu erreichen; es kann zwischen den Fixpunkten *möglicher* Identitäten oszillieren. Subjekte sind deshalb immer *kontingent*. Performative Identität bildet sich prozesshaft im Augenblick, *in der Interaktion*, im Abgleich mit der Gegenwart des Anderen und der Situation. Das Ich – und nicht nur die geschlechtliche, soziale oder individuelle etc. Identität – ist performativ: dies zeigt sich in der Interaktion und dynamisch in dem, was und wie man *wird*, indem man auf eine bestimmte Weise spricht und hört (Butler 2003).

Der *homo performans* ist dabei wie eingebakken in den Vollzug: dies ist sein Lebensfund, seine Überlebensgarantie im Sozialen. Intuitiv weiß er um die soziale Macht des Konstativen,

von Reflexivität und Ratio, unterwirft sich ihr aber nicht; intuitiv weiß er, dass Performativität etwas wesenhaft Soziales ist, angewiesen auf die Interaktion (akzeptiert aber fallweise durchaus die Illusion des Gegenteils).

Der Output des performativen Geschehens zwischen Individuen ist im Prinzip emergent, ja randomisiert, letztlich aber wahrscheinlich auch nicht vollkommen zufällig. Die jeweils für eine Situation geltende Identität ist fluid, gilt auf Zeit, wird durch kleine Rituale interpunktiert und begrenzt. Im Musterfall der Zukunft wird sie zwanglos *durch den Anderen* erst ausgelöst. Performative Identität wird *nicht intentional* wiederholt, dauert nicht an, ist flexibel und wird nicht konstativ konserviert. Performative Identität ist im Vollzug einmalig, neu, jedesmal anders und dies ist wahrscheinlich das Merkmal, das in der *Beschreibung* am meisten Befremden auslöst, nichtsdestoweniger aber zwanglos umsetzbar ist, sobald keine Ego-Fixierung mit all ihrem Ballast im Spiel ist. In sozialen Rollen gestaltet sich Performative Identität zwischen den Polen *Inszenierung* und *Authentizität* aus, in der gewissen Intuition, dass es in der sozialen Welt außerhalb von Rollen keine direkt vermittelbare Identität gibt.

4. ***Performative Kommunikation.*** Das performative ICH kommuniziert so, wie es ist. Es gibt *eine Aura performativer Kommunikation*, die unhintergebar ist und konstativ nicht eingefangen werden kann – ein buntes implizites performatives Bewusstsein, das alles Gesprochene überstrahlt, selbst aber nicht explizit in Erscheinung tritt: Während an der hörbaren Oberfläche die konstativen Argumente und *statements* gehandelt werden, scheint hinter allem das Bewusstsein eines performativen *Äthers* auf, einer Sphäre, die alles Konstative trägt und das *Eigentliche* ganz umschließt, das sich selber aller Beschreibung verweigert. *Homo performans* spürt diese Sphäre mehr oder weniger deutlich und sieht alles Argumentative als eine bewegliche Chimäre auf diesem wesenden Hintergrund. Deshalb geschieht Performativität vor allem mündlich. (Sie findet in ihrer schriftlichen Beschreibung im Grunde einen fremden Modus vor, was ein Dilemma, eine Herausforderung eigener Art erzeugt).

Performative Kommunikation ist ein herausragendes Merkmal der performativen Persönlichkeit, ja, wenn man will, ihr deutlichstes Erkennungszeichen: Über Sprechen und Verstehen tritt sie auf, ist recht eigentlich in ihrem performativ-vitalen Element: Performatives Sprechen ist sich dunkel bewusst, dass alles Sprechen zuerst Handeln ist, sowohl mit Rückblick auf Evolution und Sprachentstehung, aber auch mit Blick auf alle synchronen Wirkungen und Effekte („Illokutionen“), die alle Tatsachendarstellung und alles

Beschreiben dominieren. Was *mit* etwas ‚gesagt‘, d.h. *gemeint* wird, ist, genau wie die situative Identität, kontingent, im Prinzip unvorhersagbar, verortet in einem Netz von umgebenden Bedingungen und Faktoren, das kaum exakt nachgezeichnet werden kann. Hier haben Ironie, Humor und alle Indirekte Kommunikation ihren Platz. Deshalb wird in performativer Kommunikation darauf verzichtet, eine fertige, statische Identität zu präsentieren oder einzufordern – ohnehin ist dies ein typisch westlicher, fataler Zug, der die *Sachen* vor die *Personen* stellt. Das WIE kommt aber vor dem WAS: Performatives Sprechen ist (im besten Falle) nichtintentional, eher narrativ und metaphorisch, ironisch und nicht strategisch – obwohl auch Impulse des Gegenteils hineinspielen können. Es findet statt in einem offenen intersubjektiven Raum, der Hierarchien und *discomfort* weder erzeugt noch zulässt.

Absolut primär ist die Performativität des Sprechens – also *Vollzug*, nicht Reflexion – dies ist die natürliche performative Grundierung und oft genug ist sie in Gefahr, weil wir zuviel reflektieren. Kommunizieren ist eben nicht primär Tatsachenbeschreibung (hier versteckt sich ein alter abendländischer Mythos), sondern ein Ritual der Interaktion, mit einer tiefen Verwurzelung in vorsprachlichen Formen, Ritualen und Mythen; es ist impliziter *Vollzug* von Handlungen, die sich der Gesprächsinhalte und Fakten nur als realer Objekte bedient. (Performatives Sprechen macht aus diesem Grund nur einen vorsichtigen Gebrauch von reflektierender Metakommunikation, weil diese im Wesen konstativ ist und immer das fluide performative Niveau unterbricht.)

Wie die Identität immer randomisiert ist, ist es auch das Gespräch: sein *Random* ist die Unvorhersehbarkeit des Gelingens, die Diffusion der Möglichkeiten. Weil man immer ein Anderer sein *kann*, kann das was man sagt und hört, auch etwas Anderes sein (als es erwartet, befürchtet, gewünscht ist etc.). Diese implizite Möglichkeit ist eine Bedingung nicht nur des Gelingens, sondern von Kommunikationen überhaupt. Und mit neuen Teilnehmern ändert sich sofort die Struktur, die Kommunikation tritt in eine neue Runde ihres Random-Verlaufes ein. Der ideale performative Sprecher bewegt sich bewusst-unbewusst in der Aura eines potentiell-unbegrenzten *Randoms*, das sich jedoch mit sicherer Intuition realisiert.

5. **Performatives Verstehen** gründet auf dem Wissen, dass fremde wie auch eigene Äußerungen niemals *ganz* verstanden werden können (dies ist ein weiterer Mythos der Mainstream-Wissenschaft). Gesprochene und verstandene Äußerung bilden immer nur eine

Teil-Schnittmenge, weil Intentionen und Wirkungen nicht zusammenfallen, und das falsche Ideal vollkommenen Verstehens *verhindert* Verstehen. Ein Musterbeispiel für *Performative Hermeneutik* ist Hans-Georg Gadamers Theorie der Horizontverschmelzung des Eigenen und des Fremden (Gadamer 1962): eine sprudelnde Quelle des Performativen. Danach sollen fremde Äußerungen (wie auch die eigenen) *nicht automatisch* eingeordnet, etikettiert, gewertet werden. Performatives Verstehen lässt hier einen leeren Platz frei, in dem keine Bedeutungen ausgehandelt werden. Die beweglichen Leerstellen ermöglichen ein zwanglos-offenes Gespräch, ganz jenseits von einem symmetrischen Parallel-Verstehen und der „Enttäuschung“ des Missverständnisses. Performative Kommunikation kämpft nicht gegen das Nichtverstehen an, sondern lässt es bei sich sein, als einen Normalfall, denn auch Nichtverstehen ist eine *Vollzugsform*, treibt den performativen Generator an und ermöglicht *neues Verstehen*. Performatives Verstehen vermeidet Dominanz, eine sich verstetigende Asymmetrie, neutralisiert Hierarchien, weil diese das Frei-Performative blockieren. Es versteht, dass Argumente und Fakten immer über sich hinaus weisen und rechnet immer schon mit diesem Überschuss. Präsentierte Ansichten, Meinungen, Urteile und Vorurteile werden implizit sicher *als solche* erkannt und ad-hoc weder positiv noch negativ entschieden, sondern zur Kenntnis genommen. Im Prinzip fungieren sie als *non-profit*-Elemente der Kommunikation, die keine Argumentationslinien festsetzen, sondern vor allem deren performative Aura beeinflussen. Performatives Verstehen ist ein fluides Amalgam aus Satzverstehen und Situationsverstehen, deren Anteile sich immer der eindeutigen Festlegung entziehen. Im interkulturellen Kontakt schließlich wird performatives Verstehen zu einer *conditio-sine-qua-non* (Mall 2005).

6. **Der performative Ort** ist die einmalige, unwiederholbare *Situation*, die kommunikativ im Fokus steht. Als solcher ist er im Prinzip ohne geographische oder lokale Koordinaten oder trifft hier keinen Vorzug. Es ist jener Raum, in dem sich der performative Austausch in einer bestimmten Situation in einer Folge von Augenblicken vollzieht. Meist ist er durch das soziale Ambiente auf eine natürliche Weise begrenzt, z.B. im Musterfall von Institutionen oder durch die Anwesenheit der Teilnehmer. Vergleichbar wäre eine Momentaufnahme auf einem Snooker-Billardtisch mit seinen Dutzenden farbiger Kugeln, die nur ein einziges Mal in einer bestimmten Konstellation stehen, mit allen Möglichkeit, Risiken, Gefahren und Analogien: ein kleines performatives Universum.

7. **Die performative Zeit** ist der Augenblick. Als solche ist sie ohne chronologisch-relevante Ausdehnung, eine Art Nucleus des *Jetzt*; von Außen erscheint sie als eine diskrete Quantelung von vielen Augenblicken. Ihre Skala ist aber *in dem einen Augenblick*, der performativ und situativ aufscheint, ausgeblendet. Der Augenblick in seiner mehr physiologischen, mehr kognitiven Lesart ist jene Zeitspanne, in der eine bestimmte Situation besteht und noch auf dem Wege zu ihrer mentalen und sozialen Verarbeitung ist. Menschen sind und agieren in solchen Situationen. Eine Situation hat mindestens einen Augenblick, und ein Augenblick ist immer schon eine Situation. Einen Augenblick muss man nicht konstativ begrenzen: er wird performativ begrenzt durch den *möglichen* Eintritt eines Prädikats, einer Reflexion, einer Wertung und durch die sichere Intuition, dass er vergangen ist. In Blochs Terminologie ist „das Dunkel des gelebten Augenblicks“ der Moment, der noch für sich, sozusagen in seinem ganzen performativen So-Sein, *da* ist.

Ein Augenblick mag 2-3 Sekunden dauern, hier lassen sich wahrscheinlich gehirnphysiologische und perzeptiv-kognitive Details beibringen. Das mag penibel klingen – aber nach diesem Modell ist die Wirklichkeit geschnitten; alle Situationen, die sich überhaupt denken, erzählen, einschätzen lassen, sind von dieser Art. Am schönsten drückt es die Philosophie selbst aus: „„Erleuchtet“ nennt das Zen einen Menschen, der die Freiheit wiedergefunden hat, ‚im Augenblick zu sein.““ (Helferich 2005, S. 538).

8. **Performatives Wissen.** Durch und durch performativ ist das intuitive Wissen, dass die *Inszenierung als solche* wichtiger sein kann als das konkrete Detailwissen, die Sache oder die ‚Botschaft‘ o.ä. Die Inszenierung kommt vor dem Inhalt und kann ihn sogar immens beeinflussen: so belegen die oft zitierten *events* der *performance*-Szene am Musterfall, dass die *Art* der Inszenierung alles weitere vorherbestimmt und die Rezeption steuert: Der Zuschauer wird performativ direkt geformt – und dies gilt für auch für den Alltag. Ein wichtiger Grundzug performativen Wissens ist die uralte Erkenntnis, dass man nicht alles wissen kann und auch nicht alles wissen *wollen soll*. Diese Beschränkung ist die erste Quelle performativer Freiheit. Hinzu tritt die Überzeugung, dass man keinen Augenblick, keine Situation, keinen Gegenüber, keinen Plan und keinen Tag vollkommen kontrollieren kann, weil schon die Kontrolle selbst alles verändert: also verzichtet man besser darauf. Der dritte Pfeiler performativen Wissens ist die Erfahrung, dass Sprache zwar wichtig ist, aber nur einen kleinen Teil aller Kommunikation ausmacht und auch ausmachen *sollte*. Performative Erfahrung lehrt auch, dass man nicht alle Erfahrung in Worte fassen kann und hier auf heftige

Anstrengungen verzichten sollte. Tut man es nicht, liefert man sich dem konstativen Dogma aus, das einen unweigerlich auf *statisch* festlegt und alles Performative unterdrückt. Performatives Wissen ist fluid, veränderbar, nicht festgelegt, unstet und verändert sich durch vielerlei Faktoren, oft in kurzer Zeit, ja in Augenblicken, splittert auf in Facetten, in Perspektiven. Fakten und Details sind wichtig, verändern sich aber rasend schnell. Man soll deshalb Wissen nicht festhalten, sondern bereit sein, es in Gesprächen neu auszuhandeln: dies muss nicht explizit geschehen, es *vollzieht* sich. Die latente Bereitschaft dazu aber ist der ideale Grundzug der performativen Persönlichkeit.

9. **Performative Intelligenz** transzendiert die traditionellen Intelligenzen und ihre Modelle, die mit IQ, EQ und weiteren Varianten assoziiert werden. Sie überwindet die neuere „Inflation der Intelligenzen“, die sich im Sog der Werke über die ‚multiplen Intelligenzen‘ Howard Gardners herausgebildet hat (Rost 2009). Performative Intelligenz ist mit keiner der traditionellen Intelligenzen identisch, ignoriert aber auch keine von ihnen, sondern nimmt ihre Impulse in einer flexiblen, nicht-festlegbaren Weise mit auf (oder blendet sie aus). Sie ist die Art des performativen Individuums, adäquat aufzutreten, *in-actu* und per Vollzug zu reagieren, aber nicht zu *bewerten*. Performative Intelligenz hat ihre Basis in der Synthetizität Impliziten Lebens-Wissens, das weit vor aller Bewusstheit liegt und stark auf ältere Hirnareale zugreift. Sie weiß um die Relativität aller bewussten, messbaren Intelligenz, ist aber weit davon entfernt, Bewusstsein und Rationalität gering zu schätzen. Performativ-intelligent ist die Fähigkeit, zwischen beiden Modi zu pendeln.

10. **Performativität und Religion.** Der performative Mensch verhält sich Religionen gegenüber im Prinzip neutral, besonders gegenüber den großen monotheistischen Religionen, er bewertet sie nicht, sondern akzeptiert, wenn ein Mensch sich einer dieser Religionen zugehörig fühlt. Er schätzt (alle) Religionen als ein Angebot die Welt zu sehen, aber nicht sie zu vereinnahmen. Dies gilt genauso für östliche oder andere Religionen, weil es immer die Wahl eines Menschen ist, die so und nicht anders ausgefallen ist und niemals zufällig ist. Ohnehin kann man keine religiöse Überzeugung durch Argumentation ändern. Es gibt aber eine ‚Religion‘, die eher Spiritualität als Religion ist und selber viele Merkmale von radikaler Performativität aufweist: das ist der Zen-Buddhismus. In *diesem* Sinne ist die Formel ‚Performativität und Religion‘ vor allem zu lesen. Insbesondere der japanische Zen-Geist, der auch heute noch das Land durchdringt, ist radikal performativ (ohne dies selbst so zu benennen). Die Bedeutung des zeitlosen JETZT, die Aufmerksamkeit auf den sich

vollziehenden Augenblick, das NICHT von Intentionen, Vorurteilen, Projektionen und Intentionen, die Vorherrschaft des Indirekt-Impliciten, die große Aufmerksamkeit für Personen, Details und die Situation – das alles atmet starken performativen Geist (Behrendt 2014, 303-325).

11. Performative Ethik. Sie entfaltet sich aus den bereits genannten Punkten. Wenn man in jedem Menschen einen potenziell-performativen Menschen erkennt und damit die Unvollständigkeit, die Emergenz, den Zufall, die prinzipielle Gleichwertigkeit und die einmalige Situation als ausschlaggebend anerkennt, ergeben sich die Grundzüge einer Ethik, die von Performativität geprägt ist. Die starke Kontingenz alles Performativen weist den Menschen direkt auf seine Verantwortung *im Augenblick* zurück. Ethische Qualitäten zeigen sich vor allem in der aktuellen Situation und müssen somit stetig erprobt und neu erwiesen werden: so ist der Mensch qua Kommunikation (und letztlich: qua *Sein*) zu keinem Augenblick vollkommen von seiner performativen Verantwortung entbunden, also ethisch immer präsent. Ethische Qualitäten sind keine konstativ-abgeschlossenen Bildungserrungschaften, sondern bewähren sich in der Anwendung und in der täglichen Kommunikation stetig aufs Neue. Hier bewährt sich der ideale Grundzug der performativen Persönlichkeit: die prinzipielle Offenheit für alles, was die *Situation* ausmacht. Performative Ethik gründet auf der Erfahrung, dass performatives Sein *in-actu* erzeugt wird, ohne dass sich die Kommunikanten dessen unbedingt immer bewusst sein müssen.

12. Performatives Sein. Dies ist der heiße Kern der Performativen *Philosophie*; dies beinhaltet auch die stärkste Referenz auf die Klassische Philosophie, dies ist performative Ontologie *sui generis*. Performatives Sein ist *Sein-im-Augenblick*, alles Sein ist eo ipso performativ. Hier gilt Ernst Blochs herrlicher Satz: *Keiner von uns könnte nicht auch ein Anderer sein*. Jeder von uns kann ein Anderer im Augenblick sein – dies ist das Credo einer performativen Renaissance – nicht nur eines der Philosophie, sondern des Seins selbst: Die Welt ein Garten, in dem das Chamäleon *sich wandeln und dadurch erst sein* kann. Im Sinne Heideggers wäre performatives Sein der Vollzug des *Da-Seins*, das sich des unterliegenden *Seins*-Dunkels gewärtig zeigt; im Zen-Sinne wäre performatives Sein eines, das sich außerhalb alles Sprachlichen ereignet (aber das Sprachliche nicht meidet).

Alle anderen *essentials* ordnen sich um dieses Zentrum herum an –wie Elektronen um den Atomkern – und *ergeben* sich aus ihm. Performatives Sein ist purer *Seins-Vollzug*, ohne dass Bedingungen, Modi, Phänomene etc. hier im Detail beschrieben werden müssten. Seins-

Vollzug ereignet sich auf allen denk-baren Ebenen, die in eine performative Philosophie mit eingehen. Er erscheint im Vollzug des Alltags, in der Sicht auf die Situation und den Augenblick, im Erleben des Körpers, in der sozialen Interaktion, im Bewusstsein von Raum und Zeit, im Bewusstsein der Endlichkeit, im Philosophieren, in der Kommunikation, in der Deskription. Performatives Sein unterscheidet apriori Leben und Philosophie, was nicht heißt, dass sie sich nicht einander annähern, ja auch zusammenfallen können. Performatives Sein entzieht sich der kongruenten oder erschöpfenden Beschreibung: es weiß instinktiv um die Macht und die Gefahren alles Konstativen, nutzt es aber als flexibles Instrument, um das Performative ungehindert ins Werk zu setzen.

V. Zu einer Kritik der Konstativen Vernunft

In den Wissenschaften des Abendlandes ist es im Laufe der Neuzeit zu einer Vorherrschaft alles Konstativen, einer Verdrängung des Performativen und zu einer unheilvollen Vermischung beider Modi gekommen – was sich heute als Hindernis erweist, sowohl für die Wissenschaften, als auch für die Lebenspraxis des Alltags. Konstative Vernunft dominiert als ihr immanentes Ideal seit jeher alle Wissenschaft. Eine *Kritik der Konstativen Vernunft* kritisiert diesen grundständigen Vernunftbegriff der europäischen Wissenschaften. Sie zeigt, wie schwer die Hypothek der Konstativität (d.i. die notorische *Aufblendung* von Kausalität und die notorische *Ausblendung* von Performativität) wiegt und wie sie den europäischen Blickwinkel auf die Welt verzerrt hat. Der zentrale Gedanke der Kritik ist in seiner radikalen Form dieser:

→ Jede philosophische Erkenntnis, sobald sie mit Worten und Sätzen und im konstativ-logischen Modus ausformuliert ist und kommuniziert wird, neigt dazu, ihren Eigen-Sinn zu zerstören.

Performative Philosophie arbeitet dieses *antikonstative Axiom* aus (und bleibt dabei immer der Gefahr eines performativen Paradoxons ausgesetzt). Die *Kritik der Konstativen Vernunft* zeigt zweierlei:

- Wie der konstative (kausale, argumentierende, logisch-rationale, wahrheitsbehauptende) *Sprachmodus* philosophische Inhalte und deren Kommunikation verzerrt, indem er seine Begriffswelt als Abbild der Wirklichkeit ausgibt („Scholastische Vernunft“; Bourdieu 2004).

- Wie die konstativen „Sünden“ der abendländischen Wissenschaften (Theorieversessenheit, strenge Objektivität, Linearität, Wahrheitsfetischismus, Solipsismus und reflexive Identität von Argumenten und Interpretationen) implizit gegen eine Performative Philosophie (und gegen die Wahrheit) arbeiten und beide blockieren.

Dominante konstative Vernunft erzeugt diese Sünden notwendig durch einen sachlichen, nur-feststellenden, logisch-kausalen Sprachmodus, der oft seiner eigenen Logik davonläuft und sich eben deshalb vom Odium der Fiktionalität nie vollkommen befreien kann (Vaihinger 2007). Der latent-starre Wahrheits-Anspruch reiner Konstativität blockiert alles Performative und schlägt dadurch letztlich wieder auf sich selbst zurück. Dieser Gefahr ist die Philosophie gerade dann ausgesetzt, wenn sie ihren eigenen Sprach- und Begriffsgebrauch zusätzlich noch sprachlich erläutern will und dabei zwangsläufig ein selbstlaufendes konstativ-performatives Paradoxon erzeugt – wie z.B. Ludwig Wittgenstein wiederholt schmerzlich erfahren musste.

Die Vorherrschaft der Konstativen Vernunft beginnt gleich mit der klassischen griechischen Philosophie, hat ihre Höhepunkte im deutschen Idealismus (Hegel) und wird im 20. und 21. Jahrhundert mehr und mehr dekonstruiert – ohne allerdings auch ihre Sprache mit in Frage zu stellen: Auf den Tisch muss endlich jener Mega-Konflikt kommen, der entsteht, wenn die alteuropäische Metaphysik zwar dekonstruiert wird, sich aber weiter eines überkommenen konstativen Sprachmodus' bedient: der sich so vertiefende Graben zwischen neuen Inhalten und alter Form wird unüberbrückbar. Eine ‚Performative Vernunft‘ als eine Vernunft der Zukunft wird ihre Existenzberechtigung dann behaupten können, wenn es ihr gelingt, ihre wichtigsten Wesensmerkmale, die Orientierung auf den Vollzug, auf Universalität und Polyperspektivität auch philosophisch zu begründen und dies auch in ihrer Sprache zu zeigen.

VI. Spuren und Ziele der Performativen Philosophie

Seit den Arbeiten von Thomas S. Kuhn wissen wir, dass die Wissenschaften sich nicht nach jenen rationalen und logischen Grundsätzen entwickeln, die sie selbst in ihren Paradigmen vertreten. Wissenschaft hat neben ihrer beschreibend-rationalen Seite eben auch eine performative Seite (Tkaczyk 2011), die sich beständig auf der *Entwicklung* der Philosophien

und ihrer Rezeptionen abbildet: beide Seiten fallen mitnichten zusammen; sie bilden zwischen sich eine leere Zone aus. Die Wissenschaftsgeschichte vollzieht sich selbst nach eigenen, noch kaum bekannten Gesetzen und kann in ihren Wendungen nicht vorhergesehen werden: sie unterliegt einer freien Emergenz. Obwohl diese Erkenntnis mittlerweile zum Grundwissen der Wissenschaftler-Generationen gehört, hat sie (aus inneren Gründen) noch kaum Einfluss auf das wissenschaftliche Arbeiten selbst.

Die Geschichte der Philosophie folgt traditionell unzweifelhaft einer typisch abendländischen, analytisch-konstativen Grundlinie, die oft spekulativ ist. Sie beginnt mit den Vorsokratikern und hat ihren Höhepunkt bei Kant, im deutschen Idealismus und ist häufig an dem hochkonstativen Modus der sprachlichen Darstellung zu erkennen. Das bekannte Bonmot von Alfred Whitehead, alle abendländische Philosophie könne man im Prinzip lesen als eine Fußnote zu Plato, klingt zwar übertrieben, zeigt aber ungewollt das historische Übergewicht des konstativ-doktrinären Prinzips an. Neben den konstativen Hauptlinien der Philosophie hat es jedoch zu allen Zeiten auch Gegenbewegungen einer nichtdoktrinären, erzählenden, aphoristischen, potenziell-performativen Philosophie gegeben. Die große Linie nennt z.B. Heraklit, Sokrates, Pico della Mirandola, Francis Bacon, Lichtenberg, Nietzsche oder Albert Camus. Wir haben oben bereits erwähnt, dass in der ‚*Docta Ignorantia*‘ des Nikolaus von Kues, in Heideggers Existenzontologie, in Blochs Metaphysik, in Derridas Differenzphilosophie tiefe performative Spuren verborgen sind.

Als besonders fruchtbar werden sich hier außereuropäische Philosophien erweisen (Überblick in Grabner-Haider 2006): diese Philosophien sind schon in ihrer Anlage eher nicht-konstativ und vermeiden deshalb von vornherein typisch europäische Konflikte und Auswüchse. Das performative ‚Erbe‘ der indischen, chinesischen, islamischen und afrikanischen Philosophie muss gesichtet werden und es muss geprüft werden, ob und wie es in das Projekt einer performativen Philosophie Eingang finden kann.

Vieles weist darauf hin, „dass ein historischer und politischer Zyklus, der mit der Französischen Revolution begann, sich dem Ende zuneigt. [..] Eine Gedankenströmung, die mit der Reformation begann und mit der Aufklärung ihren Höhepunkt erreichte, ist dabei, zu erlöschen.“ (Michel Houellebecq). Für das, was danach kommt, könnte Performative Philosophie ein weiser wie nützlicher Begleiter sein.

Literaturverzeichnis

- Ackeren, M.v.; Kobusch, T. & Müller, J. (2011): Wozu noch Philosophie? Historische, systematische und gesellschaftliche Positionen. Berlin, Boston.
- Austin, J.L. (1962): How to do things with Words. Oxford.
- Baars, B.B. (1998): Das Schauspiel des Denkens. Naturwissenschaftliche Erkundungen. Stuttgart.
- Bachmann-Medick, D. (2009): Performative Turn. In: Bachmann-Medick, D. (Hg.): Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. 3. neu bearb. Aufl., Reinbek b. Hamburg, S. 104-143.
- Behrendt, J.E. (2014): Nada Brahma. Die Welt ist Klang. 4. Aufl., Frankfurt/M.
- Bennet, M.R.; Hacker, P.M.S. (2010): Die philosophischen Grundlagen der Neurowissenschaften. Darmstadt.
- Bloch, E. (1990f.): Das Prinzip Hoffnung. Bd. I-III. Frankfurt/M.
- Blumenberg, H. (1986): Weltzeit und Lebenszeit. Berlin.
- Bohl, U.; König, E. (2001): Zum Begriff des Performativen in der Sprachwissenschaft. In: Fischer-Lichte; Wulf 2001, S. 13-34.
- Bourdieu, P. (2004): Meditationen: Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt/M.
- Butler, J. (2003): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.
- Chen, Jie-Qi; Moran, S. & Gardner, H. (Hg.; 2009): Multiple Intelligences Around the World. San Francisco.
- Cimino, A. (2013): Phänomenologie und Vollzug. Heideggers performative Philosophie des faktischen Lebens. Frankfurt/M.
- Derrida, J. (2008): Die *différance*. In: Engelmann, P. (Hg.): Die *différance*. Ausgewählte Texte. Ditzingen.
- Dobelli, R. (2013): The Art of Thinking Clearly. London.
- Donhui, H.; Xuan, W. (2008): Performative Contradiction and the Regrounding for Philosophical Paradigms. *Frontiers of Philosophy in China* 3 (4), S. 607-621.
- Ferraris, M. (2014): Manifest des neuen Realismus. Aus dem Italienischen von Malte Osterloh. Frankfurt/M.
- Fischer-Lichte, E. (2000): Theater als Modell für eine performative Kultur: zum *performative turn* in der europäischen Kultur des 20. Jahrhunderts. Saarbrücken.
- Fischer-Lichte, E. (2013): Performativität. Eine Einführung. 2. unv. Aufl., Bielefeld.
- Fischer-Lichte, E.; Kolesch, D. (Hg.; 1998): Kulturen des Performativen. Panagran. *Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie* 7 (1).
- Gabriel, M. (2012): Warum es die Welt nicht gibt. Berlin.
- Gadamer, H.-G. (2007) [1960]: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen.
- Gamm, G. (1994): Flucht aus der Kategorie. Die Positivierung des Unbestimmten als Ausgang aus der Moderne. Frankfurt/M.
- Gamm, G. (2009): Philosophie im Zeitalter der Extreme. Eine Geschichte philosophischen Denkens im 20. Jahrhundert. Darmstadt.
- Gardner, H. (1999): Intelligence Reframed: Multiple Intelligences for the 21st Century. New York.
- Goffman, E. (2010): Wir spielen alle Theater: Die Selbstdarstellung im Alltag. 8. Aufl., München.
- Goleman, D. (1996): Emotional Intelligence. Why it can matter more than IQ. London etc.

- Grabner-Haider, A. (2006): Philosophie der Weltkulturen. Wiesbaden.
- Gray, J. (2010): Von Menschen und anderen Tieren. Abschied vom Humanismus. Stuttgart.
- Habermas, J. (2012): Nachmetaphysisches Denken II. Aufsätze und Repliken. Berlin.
- Hampe, W. (2014): Die Lehren der Philosophie. Eine Kritik. Berlin.
- Hantelmann v., D. (2007): How to do things with Art. Zur Bedeutsamkeit der Performativität von Kunst. Zürich.
- Heidegger, M. (2006) [1927]: Sein und Zeit. 19. Aufl., Tübingen.
- Helferich, Chr. (2005): Geschichte der Philosophie. Von den Anfängen bis zur Gegenwart und Östliches Denken. 6. Aufl., München.
- Hempfer, K.W. (2011): Performance, Performanz, Performativität. In: Hempfer; Volbers 2011, S. 13-41.
- Hempfer, K.W.; Volbers, J. (Hg.; 2011): Theorien des Performativen. Sprache – Wissen – Praxis. Bielefeld.
- Hetzl, A. (Hg.; 2009): Negativität und Unbestimmtheit. Beiträge zu einer Philosophie des Nichtwissens. Bielefeld.
- Hinrichs, U. (2014): Die Dunkle Materie des Wissens. Über Leerstellen wissenschaftlicher Erkenntnis. Gießen.
- Hoffarth, B. (2009): Performativität als medienpädagogische Perspektive. Bielefeld.
- Honerkamp, J. (2013): Was können wir wissen? Mit Physik bis zur Grenze verlässlicher Erkenntnis. Berlin.
- Jaeger, St. (2011): Performative Geschichtsschreibung. Forster, Herder, Schiller, Archenholz und die Brüder Schlegel. Berlin, Boston.
- Kahnemann, D. (2012): Schnelles Denken, Langsames Denken. 2. Aufl., München.
- Klie, Th. (2006): Präsenz und Präsentation. Liturgie als performatives Handeln. Artheon. Mitteilungen der Gesellschaft für Gegenwartskunst und Kirche 24, S. 12-18.
- Knobe J.; Nichols, Sh. (Hg.) (2008): An Experimental Philosophy Manifesto. <http://pantheon.yale.edu/~jk762/manifesto.pdf> (25.2.2015)
- König, E. (2011): Bausteine einer allgemeinen Theorie des Performativen aus linguistischer Perspektive. In: Hempfer (Hg.) 2011, S. 43-67.
- Krämer, S. (Hg; 2004): Performativität und Medialität. München.
- Laruelle, F. (1989): Philosophie et non-philosophie, Liège, Brussels.
- Leonhard, S.; Klie, Th. (2003): Schauplatz Religion. Grundzüge einer Performativen Religionsdidaktik. Leipzig.
- Mall, R. A. (2005): Hans-Georg Gadammers Hermeneutik interkulturell gelesen. Nordhausen.
- Metzinger, T. (2011): Der Ego-Tunnel. Eine neue Philosophie des Selbst: Von der Hirnforschung zur Bewusstseinsethik. 3. Aufl., Berlin
- Müller-Mall, S. (2012): Performative Rechtserzeugung. Göttingen.
- Neckel, S. (2006): Das Erfolgsprinzip der Selbstdarstellung: Marktgesellschaft und performative Ökonomie. In: Musner, L.; Uhl, H., Performanz als Thema der Kulturwissenschaften. Wien, S. 153-165.
- Rost, D.H. (2009): Intelligenz: Fakten und Mythen. Weinheim.
- Schäfer, A. (2009): Die produktive Unbestimmtheit der pädagogischen Praxis. In: Hetzel 2009, S. 221–237.
- Schnepper, M. (2004): Robert K. Mertons Theorie der *self-fulfilling prophecy*. Frankfurt/M.
- Sloterdijk, P. (1998ff.): Sphären I,II,III. Frankfurt/M.
- Sturma, D. (2006): Zur Einführung: Philosophie und Neurowissenschaften. In: Sturma (Hg.) 2006, S. 7-19.
- Sturma, D. (Hg.; 2006): Philosophie und Neurowissenschaften. Frankfurt/M.

- Tkaczyk, V. (2011): Performativität und Wissen(schaft)s-geschichte. In: Hempfer; Volbers 2011, S. 115-139.
- Tomasello, M. (2009): Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Frankfurt/M.
- Turner, V. (2009): Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels. Frankfurt/M.
- Unzicker, A. (2010): Vom Urknall zum Durchknall. Die absurde Jagd nach der Weltformel. Berlin, Heidelberg.
- Vaihinger, H. (2007) [1911]: Die Philosophie des Als Ob. Saarbrücken.
- Volbers, J. (2011): Zur Performativität des Sozialen. In: Hempfer; Volbers 2011, S. 141-159.
- Weber, H.; Westmeyer, H. (2001): Die Inflation der Intelligenzen. Ein Überblick. In: Stern, E.; Guthke, J, (Hg.), Perspektiven der Intelligenzforschung, Lengerich, S. 251-266.
- Welsch, W. (2012): Homo Mundanus. Jenseits vom anthropischen Prinzip der Moderne. Weilerswist.
- Wittgenstein, L. (2006): Tractatus logico-philosophicus. Werkausgabe Bd. 1. Tagebücher 1914–1916. Philosophische Untersuchungen. Frankfurt/M.
- Wulf, Chr.; Zirfas, J. (Hg.; 2005): Ikonologie des Performativen. München.
<https://download.digitale-sammlungen.de/pdf/1383059789bsb00041682.pdf>
(28.2.2015)
- Wulf, Chr.; Zirfas, J. (Hg.; 2007): Die Pädagogik des Performativen. Weinheim und Basel.
- Yousefi, H.R. (2013): Interkulturelle Kommunikation. Darmstadt.
- Zimmer, D.E. (2012): Ist Intelligenz erblich? Eine Klarstellung. Reinbek b. Hamburg.
- Zirfas, J.; Klepacki, L. (2013): Die Performativität der Dinge. Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 16, S. 43-57.